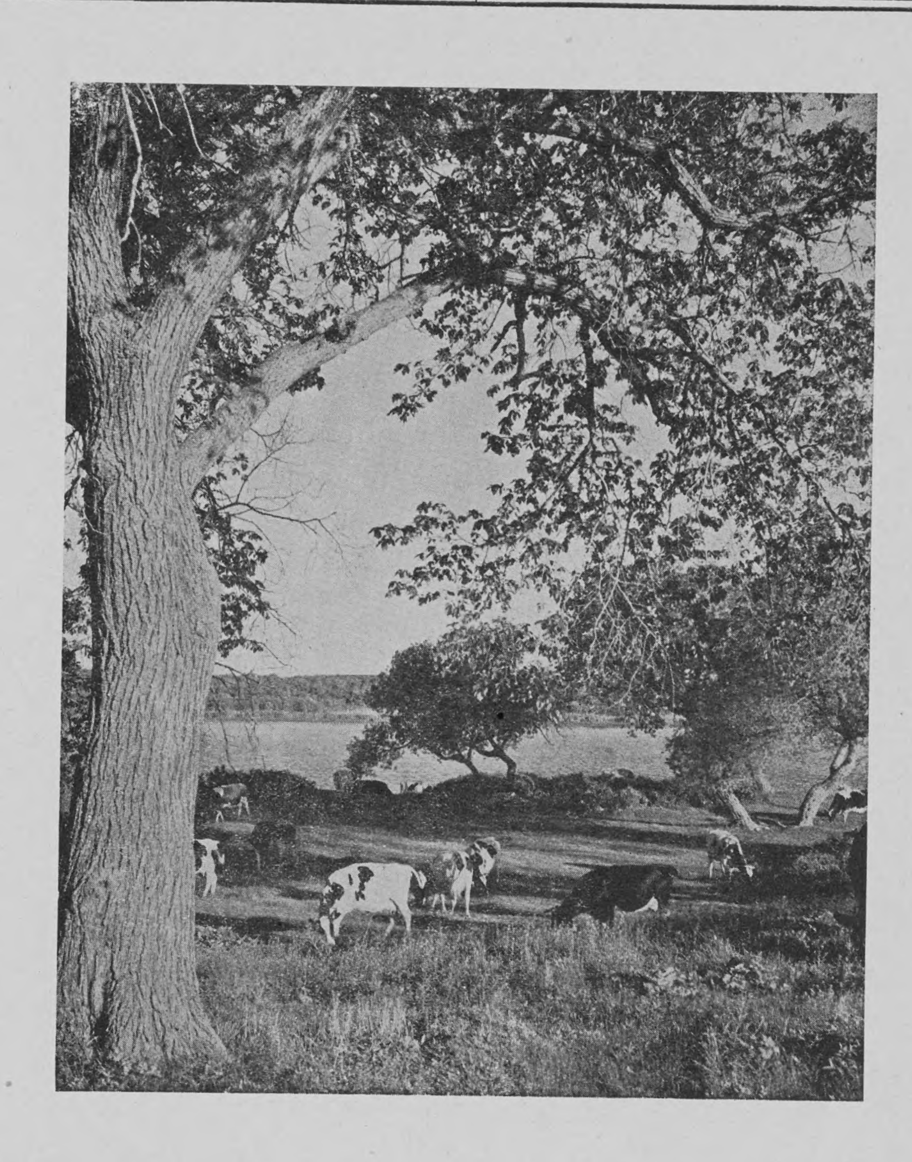
DER MARIENBOTE



Juli 1946

Inhalt

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 10 Juli 1946 14. Jahrgang

Dies und Das

Not! Hoffend und bangend schaut die hungernde Welt auf unsere Weizenfelder. Still liegen sie da im brütenden Sonnenlicht des Julis. Wir ahnen gewöhnlich nichts von dem großen Kampf zwischen Leben und Tod, der sich in jedem einzelnen der unzählbaren Halme abspielt. In geheimnisvollem Schweigen ziehen goldgelbe Wellen über die reifenden Fluren. Sie sagen uns nicht, wer siegen wird. Reift der Halm, dann hat er nicht nur für sich allein den Tod bezwungen. Welkt er dahin und stirbt, dann wendet das grinsend-fahle Antlitz des Verderbens den Menschen sich zu.

Die Menschheit zittert vor der Heimtücke, mit der Meister Tod unsere Felder umlauert. Könnten wir mit atomzersprengenden Gewalten die Wolken erfassen und sie zwingen, ihre Wasser über unsere Saaten zu ergießen, wenn unsere Felder dürsten; könnten wir mit denselben Gewalten die Hagel vertreiben und die Gluten der Sommerstürme, dann würden wir des Todes lachen.

So aber stehen wir ihm machtlos und hilflos gegenüber. Er ist nicht zu vertreiben. Besonders jetzt nicht, nachdem die Menschen ihn herbeigerufen, damit er ihr Freund und ihr Bundesgenosse sei. Wir haben ihn gerufen und haben ihn zum Feldherrn unseres Hasses, unserer Ungerechtigkeit und unserer Selbstsucht gemacht. Er kam, und ging bis zum heutigen Tage nicht von uns. Die Massengräber der gefallenen Soldaten sind wohl seine Freude, mehr aber grinst er und triumphiert über die Felder, die er zerstampft und auf deren Weiten heute kein Brot mehr wächst. Hier kann er weiter ernten und keine Menschenhand kann ihm vorläufig Einhalt gebieten.

Millionen hungernder Menschen durchwandeln die zerrissenen, aufgewühlten Aecker Europas. Vielleicht könnten hier oder da doch noch ein paar Hälmchen wachsen, die Brot versprechen. Brot gegen den nagenden Hunger. Brot wenigstens für einen Tag.

Millionen hungernder Menschen durchschreiten irren Blickes die zerrissenen, aufgewühlten Aecker Europas. Vielleicht, daß hier und da noch ein paar Roggenhälmlein stehen, die niemand mehr braucht oder die man übersehen hat. Hälmlein, die Brot versprechen, wenigstens für heute. Morgen wird man wieder suchen müssen.

Wer hätte jemals ernst daran gedacht, daß unser Jahrhundert der Wissenschaft und der Aufklä-

rung viel finsterer sein kann an Menschenquälerei und an Foltern als das sogenannte „finstere" Mittelalter? Die Foltermaschinen des Mittelalters konnte man in Kellern verschließen oder in die Flüsse werfen. Die Folter des Hungers, mit der unser Jahrhundert Völker in die Knie zwingen wollte, waren genau so geplant und durchdacht wie die mittelalterlichen Folterkasten. Nur, daß man die Foltermaschine „Hunger" nicht so einfach wieder in die Rumpelkammer stellen kann! Der Mangel an Brot ist den Menschen über die Köpfe gewachsen und mit unheimlicher Naturkraft zeugt er die zwei schrecklichsten seiner Töchter: Rache und Seuche!

Wieder wünscht der Mensch, er hätte die Kräfte der Gottheit. Könnte er doch Atome zusammensetzen und ihnen Leben einhauchen. Dann würden seine Felder bald wieder grün und Brot und Segen würden sich über unsere Täler ergießen.

Das aber kann der Mensch nicht. Er kann nur zerschlagen. Städte, Felder, Lebewesen und Atome hat er zu zerreißen und zu zersplittern gelernt, die Kraft des Aufbauens aber will ihm nicht kommen. Im Gegenteil: Den himmelhochsteigenden Rauchwolken seiner Explosionen sieht er wütende Geister entsteigen, die sich auf die Menschheit stürzen, auf Besiegte und auf Sieger, um sie zu geißeln mit Not und mit Revolution, mit Krankheit und Streik, mit brutalem Menschenhassen und mit Furcht vor neuem Krieg.

Aus lauter Angst vor diesen Mächten sieht die Welt sich gezwungen, rastlos weiter zu arbeiten an Maschinen der Zerstörung. Man hat keine Zeit, sich voll und ganz dem Aufbau hinzugeben, dunkle Tage drohen.

Wir schauen gen Himmel. Inzwischen kämpfen unsere Weizenfelder ihren eigenen Kampf. Des Menschen Wirrsinn kümmert sie wenig. Aufgabe des Halmes ist, sich gegen Dürre und Hagel zu wehren, damit sein Brot reife und dem Menschen zur täglichen Nahrung werde.

Hoch über den Aehrenfeldern lebt der Dreieinige. Wird Er dieses Jahr unsere Saaten segnen? Oder wird Er seine strafenden Engel herabsenden, auf daß sie unsere Fluren mit Unfruchtbarkeit schlagen und mit Ungewittern?

Der Gott der Güte sollte segnen. Besonders heute sollte Er segnen, denn Millionen hungernder Augen schauen auf Ihn.

So denkt der Mensch und so denkt er auch recht. Gott soll und muß uns Brot geben, wenn Er wirklich ein guter Gott sein will. Soll Er aber ebenso still und gutmütig zuschauen, wie die Menschen das Brot bewirtschaften, das Er ihnen gibt? In Europa hat man die Weizengaben Amerikas und Canadas nicht in den Dienst der Liebe gestellt, sondern in den Dienst der Politik. Nicht jeder, der Hunger hatte, bekam in gewissen Ländern zu essen. Nur jenen reichte man Brot, die der roten Partei beitraten, jener Partei, die gegen Gott ist.

Wir hier segnen unser Saatkorn, bevor wir es auf unsere Aecker streuen. Und wir segnen betend unsere Felder, wenn wir die ersten Keime sehen. Auch das Gebet um unser tägliches Brot steigt noch aus frommen Herzen zu Gott empor.

Ganz rein von Sünde sind unsere Hände aber doch nicht. Unsere Sorge war das Gedeihen des Weizens und der Preis, den wir für unser Korn bekommen. War die Ernte gut und der Weizenpreis hoch, dann lobten wir das Jahr und stellten uns zufrieden. Es machte uns gar keine Sorgen, was mit dem Weizen geschieht, den wir einmal verkauft. Wir fühlten uns nicht verantwortlich für die Wirtschaft, die die Welt mit dem Brot betrieb. Ob das Brot nach den Gesetzen des Christentums verteilt wurde oder nach dem Prinzip politischer und wirtschaftlicher Selbstsucht, das betrachteten wir eben nicht als unsere Sache.

Was hätten wir tun sollen? Wir hätten nicht vergessen dürfen, daß des Menschen Verantwortung über die Grenzen seines eigenen Hab und Gutes reicht und daß seine Sorgen weiter gehen müssen als nur bis zum letzten Zaun seines letzten Feldes.

Jeder ist mitverantwortlich für die Bewirtschaftung der Güter Gottes, und wenn jemand irgendwo unverschuldeten Hunger leidet, dann ist jeder, der Ueberfluß hat, irgendwie dieses Hungers mitschuldig.

Oder sind wir nicht mitschuldig? Möge Gott das beurteilen. Wir wissen, daß die Welt den Geist dieses Gottes nicht mehr will. Das Opfer der Selbstlosigkeit, daß Er uns vom Kreuze herab gelehrt, wurde verhöhnt und verspottet. Man lachte darüber und lehrte irdische Selbstsucht.

Dann aber kam der Fluch dieser Sünde und warf die Völker zu Boden. Freiwillige Opfer wollte man nicht, die unfreiwilligen aber, deren Schrecklichkeit nur der Mensch selbst ersinnen konnte, haben

sich uns angehangen, und wir haben keine Kraft, sie von uns zu werfen.

Uns hier hat Gott vor dem Fluche des Krieges und des Hungers verschont. Warnend steht aber das Schicksal Europas vor uns. Hören wir die Stimme? Ist es nicht wirklich so, als ob Gott uns Glücklicheren noch eine letzte Stunde der Gnade gegeben hätte? Verstehen wir die Bedeutung dieser Stunde. Sie ist da, damit wir sie ausnützen. Nehmen wir freiwillig das Kreuz des Opfers auf uns, dann kann nur Segen mit uns sein. Gehen wir den Opfern der Liebe aus dem Wege, dann wird auch wohl für uns der Tag kommen, der uns Kreuze auferlegen wird, die wir nicht abwerfen werden können.

Die heute von uns geforderten Opfer sind klar: Wir werden alles, was Christlich ist, voll und ganz unterstützen müssen. Und zwar mit Opfern unterstützen müssen. Wir müssen helfen, den Hunger des Leibes und den noch viel gefährlicheren Hunger des Geistes zu stillen. Die Liebe Christi und die Wahrheit Christi fordert heute von uns allen Außergewöhnliches. Wir werden geben müssen, um den Verhungernden in Europa zu helfen, und wir werden geben müssen, damit christliches Denken sich in der Welt verbreite.

Denken wir an die Stunde der Gnade, die Gott uns gegeben. Das Opfer Christi hat uns diese Gnade verdient, unser Opfer wird sie bei uns halten und von uns ausgehend, über alle Welt verbreiten.

Der Schriftleiter.

„Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ."
Treitschke.

„Leise singt die Ewigkeit wunderbare Weisen, danach Sonne, Mond und Sterne, Erd' und Himmel kreisen."
Eberhard.

„Den Durst nach seiner Erkenntnis stillet gewiß, der uns mit diesem Durste geschaffen."
Klopstock.

„Unsere Liebe und unser Glaube müssen winterhart werden, wie Pflanzen, denen Sturm und Frost nichts anhaben."

„Das Siegel der Vollendung ist: „Wer bis an das Ende beharrt, der wird selig werden."

„Der Christ kennt eine Wahrhaftigkeit, deren letztes Wort ein Eid ist."

„Es gibt eine Wahrhaftigkeit, die sich überall Gott gegenüber weiß."

„Wir streben alle entgegen dem Reich, in dem einst Gott unter uns sein wird, Gott, der das ewige Wort spricht, durch das der Sohn, Christus, als sein gleicher Sohn lebt. Dann werden Worte das sein, was sie eigentlich sein sollen: reine Gefäße der Wahrheit und Liebe."

„Aug um Aug! Zahn um Zahn! das klingt alles sehr natürlich und selbstverständlich und klar. Klar ist aber auch eines dabei; wir kommen dabei in einen Zirkel, aus dem es kein Entrinnen gibt. Heilung kommt auf diesem Wege nie."

Hochzeitsfreuden

Wolfgang Kemter

Endlich war der Steighammer-Franz von Mistelberg so weit. Seit Jahren schon wurde er von den Eltern und von den beiden lange schon verheirateten Schwestern, von Basen und Vettern bedrängt und gedrängt, endlich einmal auch eine Frau zu nehmen, was ja als einziger Sohn und Erbe des großen Steighammergutes seine Pflicht und Schuldigkeit war, damit der Name Steighammer, der schon Anno dazumal in den Bauernkriegen eine Rolle spielte, nicht aussterbe.

Der Franz sah das ohne weiteres ein; mit beispielloser Geschicklichkeit aber war er bisher allen seiner Freiheit gestellten Fallen ausgewichen.

Nicht als ob etwa der schneidige Bursche ein Weiberverächter gewesen wäre, im Gegenteile, er sah zehn hübsche Gesichtchen lieber wie ein häßliches Gesicht, aber — da begann die Tragik — er konnte nichts dafür, daß die von seiner weiblichen Verwandtschaft sorgsam für ihn ausgewählten sogenannten standesgemäßen Partien seine Ansprüche gar nicht befriedigten, daß dabei immer nur das Geld, nie aber die Person die Hauptrolle spielte.

Trotzdem — Franz war ein gehorsamer Sohn, Bruder und Neffe — er tat ohne Murren, was man von ihm verlangte. Daß es eben lange nicht zum gewünschten Ziele führte, war, wie gesagt, nicht seine Schuld. Wenigstens seiner Meinung nach.

Da hatte man ihn zum Beispiele zuerst nach Eckberg geschickt, in den Brennbacherhof, wo die einzige Tochter sehnsüchtig auf einen Mann wartete. Einen Abend lang war er bei der Brennbacher Anna gesessen, da hatte er vier Wochen lang nicht mehr essen können — und ein zweites Mal sah ihn der Brennbacherhof nicht mehr.

In diesem schönen Dorfe war jedoch noch eine zweite Erbin, die Schönrieder Rosa. Sie war zaundürr, aber sonst nicht ungut, und wer weiß, ob die Sache nicht zu einem guten Ende gekommen wäre, wenn der Schwanenwirt nicht die einfältige Idee gehabt hätte, seiner mehr als häßlichen Kellnerin eine wunderhübsche Nachfolgerin zu geben. In die Resi nun verliebte sich der Steighammer-Franz auf den ersten Blick und war von dieser Stunde an mehr in Eckberg wie in Mistelberg. Jede freie Stunde verbrachte er im „Schwanen," wo er nach allen Regeln der Kunst Süßholz raspelte.

Das erfuhr natürlich die Schönrieder Rosa alsbald, und als der Franz wieder einmal zur Stubet kommen wollte, wurde er von dem erzürnten Mädchen mit wenig höflichen Worten aus dem Hause gewiesen. Dem Franz jedoch war dies mehr als gleichgültig, er hatte die Resi im Kopfe und nicht die Rosa. Das Unglück wollte es, daß die Resi vom „Schwanen" auch dem Schönrieder Hans, dem Bruder der Rosa, gefiel und daß auch er dort wie ein Auerhahn balzte. Das erhöhte die Konflikte; es ging nicht lange, da standen sich die beiden verliebten Burschen wutentbrannt gegenüber, böse Worte fielen, eins, zwei, drei hatten sie sich beim Kragen. Die Resi aber leerte lachend einen Kübel eiskalten Wassers über die heißblütigen Kampfhähne und ließ sich vom Steiger-Pepi küssen. Das war eine schwere Abkühlung für die beiden unglücklichen Liebhaber, und sie zogen pudelnaß, blutend und beschämt ab.

Mit den schönen Larven war es auch nichts, blieb zum Schlusse also doch das Geld am begehrenswertesten. Der Steighammer-Franz ließ sich also willig wieder zur Kramer-Babett nach Rebstein schicken, die ihm als weitere gute Partie angeraten wurde.

Die Babett war erst achtundzwanzig Jahre alt, also wie man zu sagen pflegt, im besten Alter. Nicht gerade übel, der Franz wenigstens hatte schon häßlichere gesehen, und recht nett im Benehmen. In den schneidigen Steighammerbuben war sie gleich bis über beide Ohren verliebt und gab sich auch gar keine Mühe, das zu verbergen. Die Alten kamen dem willkommenen Freier auch auf alle nur denkbare Weise entgegen, so daß Franz bald förmlich der Mittelpunkt im Kramer-Hause war. Das gefiel ihm sehr und er fühlte sich bei seinem neuen Schatze recht wohl. Aber der Satan trieb auch hier sein Spiel.

Eines Tages kam der Kramer zum alten Steighammer und bat ihn um eine größere Summe Geldes. Er habe, so sagte er, in der letzten Zeit große Ausgaben gehabt und hätte gerade jetzt Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen, dazu brauchte er aber Geld.

In Geldsachen ist oft mit den besten Bauern nicht viel anzufangen. Sie werden gleich mißtrauisch. Der alte Steighammer hatte es so; er bedauerte, das nötige Bargeld nicht zu haben, da er eben wieder ein Stück Wald gekauft habe.

Zwei Tage später kam die überraschende Kunde, daß der Kramer-Martin, den man allgemein für einen vermöglichen Mann gehalten hatte, den Konkurs angemeldet habe.

Mit Geld hätte der Franz die Babett genommen, ohne Geld bekam er auch noch eine jüngere. Er fuhr nicht mehr nach Rebstein und die Babett weinte sich die Augen rot. Dem Kramer wurde alles verkauft, bettelarm zog die Familie in die Stadt. Die Steighammerischen aber waren froh, daß der Kramer noch rechtzeitig umgeschmissen hatte, sonst hätten sie die ganze Kramer-Brut auf dem Halse gehabt.

Nun ging der Franz wieder einmal auf eigene Faust wildern. Die

blonde Berta vom Wegmacher-Naz war seine nächste heiße Flamme. Als man zu Hause von dieser unglaublichen Verirrung des Einzigen erfuhr, gab es einen Riesenkrach. Die beiden Schwestern und drei Basen kamen angefahren; der alte Steighammer und sein Weib zitierten ihren Buben wie einen Schwerverbrecher vor dieses Tribunal und lasen ihm die Leviten in einer Weise, daß Franz der Meinung war, die ganze Gesellschaft sei über Nacht verrückt geworden. Er sagte ihnen das auch in sehr unzweideutigen Worten, ließ die Verblüfften einfach stehen und eilte in die Arme der blonden Berta.

„Meiner Seel und Gott," jammerte die Steighammerin und schlug die Hände zusammen, „wenn nicht ein wahres Wunder geschieht, so ist der Franz verloren. Die Wegmacherische richtet ihn bestimmt zugrunde."

Das Wunder kam in der Gestalt des Herrn Gendarmeninspektors von Rebstein, der die hübsche Berta ohne Erbarmen verhaftete und ins Gefängnis abführte. Und der Grund? Mein und Dein waren für die Berta Begriffe, die sie fortwährend verwechselte. Es lagen gegen sie eine Reihe von Diebstahlsanklagen vor.

Der Franz war wie aus den Wolken gefallen, und er schwor seiner Mutter, nun die erstbeste alte Schachtel zu heiraten, wenn sie nur einen schweren Sack voll Geld habe.



Die älteste Steighammer-Tochter, die in Murau verheiratet war, kam wieder mit einem neuen Vorschlage. Der reiche Müller von Murau hatte nur eine Tochter, sie war auch nicht mehr die Jüngste, aber sehr häuslich erzogen und bekam eine unheimliche Mitgift.

Dem Steighammer-Franz war alles recht. Schon am Sonntag darauf besuchte er seine Schwester und diese führte den Bruder in die Mühle.

Der Kaffee war gut, der Kuchen ausgezeichnet, die Burgl hatte sich alle Mühe gegeben. Nun und so übel war sie auch nicht, war dreißig vorbei, aber kugelrund und kerngesund.

Als der Franz mit seiner Schwester heimging, fragte ihn diese, wie ihm die Burgl gefallen habe.

„Sehr gut," antwortete er, „ich glaube, ich kenne jetzt die zukünftige Steighammerin."

So war es. Nachdem der Franz drei Monate lang zweimal wöchentlich zur Stubet nach Murau gefahren war, kam die Sache in Ordnung. Er sprach ein gewichtiges Wort mit dem Müller, der mit klaren und deutlichen Worten die Mitgift der Burgl beschrieb und den Steighammer-Franz als Schwiegersohn willkommen hieß.

So war es denn endlich so weit. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, im Steighammerhofe Platz für das junge Paar geschaffen und in der Mühle regten sich viele fleißige Hände, Burgls Aussteuer zu schaffen.

Die Steighammerleute atmeten auf und waren froh, daß der Franz nun in Sicherheit war; wer weiß, welche Dummheiten der Bub sonst noch angestellt hätte. Nur die Mutter erklärte öfters, sie glaube es erst, wenn der Franz mit seiner Frau aus der Kirche trete. Bis dahin könne noch allerhand geschehen.

Sie tat ihrem Sohne Unrecht, denn dieser hatte sich darin ergeben, daß ihm nach mannigfachen Irrfahrten die Müller-Burgl vom Schicksale bestimmt sei.

Als der Verspruch allgemein bekannt war, da hatte Franz zwei Feinde mehr, von denen er nicht die leiseste Ahnung haben konnte.

Der eine war der Zyprian, der Müllerknecht, der die Burgl auch gern gehabt hätte, der andere war Sepha, die Kuhdirn auf dem Steighammerhofe, die den Franz, ihren Jungherrn, schon lange heimlich liebte. Und wie sie ihn geliebt hatte, so haßte sie ihn jetzt, da er im Begriffe war, die alte Schachtel von der Murauer Mühle zu heiraten.

Doch das alles spielte sich in den

Tiefen der Seelen dieser beiden Menschen ab; im öffentlichen Leben merkte man nichts davon.

In Murau wurde inzwischen mit vereinten Kräften zur Hochzeit gerüstet. Der Rößlewirt richtete seinen großen Saal her, denn der Müller und der alte Steighammer hatten viele Einladungen nach allen Seiten ergehen lassen. Am Mahle sollten mindestens achtzig Personen teilnehmen, nachher zum Tanze kamen noch mehr. Er deckte sich also heute schon mit den nötigen Getränken aller Art und den mannigfachsten Speisen ein und berechnete schmunzelnd den Gewinn.

Altem Brauche gemäß fuhr das Brautpapar am Sonntag vor dem Hochzeitsmontag in die Nachbarschaft. Zu diesem Zwecke war der Landauer der Mühle neu lackiert worden, davor wurden die beiden schönen Rappen gespannt, und Anton, der Kutscher, bekam einen ganz neuen Anzug. Der Müller wollte zeigen, daß er die Hochzeit seiner einzigen Tochter würdig zu feiern wisse.

Der Wagen stand bereit. Franz war schon am Vormittage nach Murau gekommen, gleich nach dem Mittagessen stiegen er und Burgl ein.

„Los!" rief der Müller und schloß den Schlag. Anton schnalzte mit der Zunge, die Rappen zogen an. In schlankem Trabe fuhr man zum Dorfe hinaus.

Man kam nicht weit. Gegen Rebstein zu senkte sich die Straße, da geschah das Unglück. Ein Hinterrad brach plötzlich zusammen, der Wagen kippte um und Braut und Bräutigam wurden im Bogen auf die die Straße säumende Wiese hinausgeschleudert. Der Kutscher, der sich mit Mühe auf seinem Sitze halten konnte, hate die Geistesgegenwart, die Rappen zurückzureißen, so daß sie augenblicklich stillstanden. Da war aber Franz schon auf den Füßen und half auch der Burgl auf. Gottlob, es war weiter nichts geschehen, die Wiese war sehr lind, freilich auch sehr naß gewesen, dementsprechend sahen die Kleider der Brautleute aus. Naß und über und über beschmutzt. Sonst kamen sie mit dem Schrecken davon. Freilich an eine Weiterfahrt war nicht zu denken, abgesehen davon, daß der Wagen dazu nicht mehr geeignet gewesen wäre.

Anton hatte vor allem andern voll Mißtrauen das Rad untersucht. Gestern war es noch in bester Ordnung gewesen, wie war dieser Zusammenbruch heute möglich.

Alsbald hatte er den Grund. Ein derber Fluch entfuhr ihm.

„Franz," rief er, „da schau her, eine solche niederträchtige Gemeinheit, alle Speichen sind dreiviertel durchgesägt. So mußte das Rad nach kurzer Zeit kaput gehen."

„Millionenwetter!" schrie der Franz, „da hört sich alles auf. Wer hat denn das getan?"

„Da bin ich überfragt," meinte der Knecht achselzuckend. „Es muß heute nacht passiert sein."

Was blieb übrig? Anton fuhr langsam mit dem dreirädrigen Wagen heim, Franz und Burgl gingen zu Fuß.

Haussegen

O sende, Herr, zu Schutz und Wehr
dem Erdenhaus dein himmlisch' Heer!
Der Torwart Friede halte Wacht
Vor jeder Pforte Tag und Nacht
und scheuch' hintan zu aller Zeit
die bösen Geister Streit und Neid!
Es führ' des Hausherrn Kammerknecht
den Namen Traugott Leberecht,
der Hausfrau Weid- und Gürtelmagd
heißt Tudichum und Nieverzagt!
Die Wiege, wo das Kindlein liegt,
sei von zwei Englein gewiegt,
es steh' gewärtig jedes Winks
die Liebe rechts, die Sorge links!
Im Kämmerchen der Jungfräulein
geh' Zucht und Ehre aus und ein!
Wo das Gesinde haust und schafft,
soll schaffen helfen Fleiß und Kraft!
Genügsamkeit bei Tische dien',
die Treue sei Beschließerin,
und vor dem kleinen Hausaltar
knie' fromme Andacht, schlicht und wahr!
Und ist das alles wohl gerüst',
dann komm' herab, Herr Jesu Christ!
Tritt durch das Tor und führ' herein
auch die herzliebste Mutter dein,
und mit Sankt Josef und mit ihr
nimm unter diesem Dach Quartier!
Allmorgens, wenn die Sonne steigt,
und abends, wenn der Tag sich neigt,
streck' segnend deine Hände aus
und sprich: Steh' fest, du deutsches Haus!
Das Glück herein — das Leid hinaus!

Ottokar Kernstock.

In der Mühle gab es eine Riesenaufregung. Herrschaft und Gesinde umstanden den Wagen, besahen sich den Schaden und rieten hin und her, wer wohl eines solchen Bubenstreiches fähig sei.

Nur in einem Augenpaare hatte es voll Schadenfreude aufgeleuchtet. Kurz und blitzartig. Der alte Müller aber hatte es gesehen. Er allein.

Während sich die Burgl umkleidete und auch Franz einen Anzug seines zukünftigen Schwagers anlegte, damit der seine getrocknet und notdürftig hergerichtet werden konnte — zum Glück war es nicht der Hochzeitsanzug gewesen — sprach der alte Müller mit seinem Sohne ein paar kurze Worte und ging in die Mühlstube. Der junge Müller aber stieg in die Knechtkammer hinauf, wo der Zyprian bereits wieder in Kleidern auf dem Bette lag, und sagte diesem, er möge dem Vater und ihm bei einer kleinen Ausbesserung helfen. Ahnungslos folgte der Gerufene.

Der alte Müller hatte das Mühlwerk in Gang gesetzt, in seinem Lärme ging das Jammergeschrei eines Menschen unter, der wieder einmal handgreiflich an die ewige Gerechtigkeit erinnert wurde.

Beim Zunachten verließ Zyprian mit seinem Bündel auf zitternden Beinen für immer die Mühle. Jeder Schritt bereitete ihm tausend Qualen und die hellen Tränen rannen ihm übers Gesicht. Die beiden Müller hatten Teufelskraft in ihren Armen und die Stecken waren aus hartem Holze gewesen . . .

Und dann brach der Hochzeitsmorgen an. Während in Mistelberg und in Murau lustig die Böller krachten, tat der Steighammer-Franz schon den ersten Fluch. Als er nämlich das nigelnagelneue Hemd anziehen wollte, da fand er in den Aermeln mindestens ein Dutzend Knoten, so daß es ihm unmöglich war, in die Aermel zu schliefen. Auf sein Toben eilte die Mutter herbei und half bei der Entwirrung. Aber es kam noch besser. Auch die Hosenbeine des Hochzeitsanzuges waren zugenäht. Jetzt mußte die Steighammerin schnell eine Schere und ein Messer holen, um die Nähte aufzutrennen. Dabei schimpfte sie mit ihrem Sohne über eine solche Gemeinheit.



„Wer hat da seine Hand im Spiele?“ brüllte der Franz in heller Wut, „dem dreh ich den Kragen um.“

Die Mutter wußte keine Antwort. Sie hatte selbst am Abend Anzug und Hemd in Franzens Kammer getan. Es mußte jemand vom Hause gewesen sein. Aber wer?

Auf einmal rief der Franz: „Hol mich der Schwarze, wenn das nicht die verrückte Sepha gewesen ist.“

„Die Sepha? Das werden wir morgen schon herausbringen. Jetzt mach' schnell, es ist höchste Zeit.“

Kaspar, der alte Knecht mit dem weißen Schnauze und dem immer lachenden Gesichte, spannte unten schon die beiden neuen Braunen an den Wagen, den man für diesen Tag vom Ochsenwirte ausgeliehen hatte.

Die Dienstboten — Sepha, die Kuhdirn, fehlte — überreichten ihrem Jungherrn vor dem Austritte aus dem Hause einen Buschen und wünschten Glück und Segen, dann bestieg Franz mit seinen Eltern den Wagen.

Um neun Uhr krachten in Murau wieder die Böller. Der Pfarrer vollzog die Trauung; nun war der Steighammer-Franz endgültig und unwiderruflich versorgt. Die Steighammerin atmete auf. Jetzt gab's kein Zurück mehr.

Von allen Seiten kamen nun die geladenen Gäste. Zu Fuß und mit Wagen. Die einen nahmen noch am Gottesdienste teil, die anderen, denen es mehr um die weltliche Feier zu tun war, wandten sich gleich zum „Rößle,“ dessen Saal sich schnell füllte.

Die Murauer Gemeindemusik spielte beim Mahle auf, das von Schlag zwölf Uhr an bis spät zum Abend dauerte. Es war unglaublich, welche Mengen von Speisen und Getränken in diesen Stunden vertilgt wurden. Aber der Rößlewirt hatte Erfahrung und sich versorgt.

Während des Mahles keuchte der Postbote heran und brachte ein Paket, das soeben angekommen und für die Braut bestimmt war. Obwohl er zur sofortigen Zustellung keineswegs verpflichtet gewesen wäre, tat er es doch in der Hoffnung auf ein schönes Trinkgeld oder einer billigen Magenstärkung.

Der Bräutigam öffnete unter allgemeiner Teilnahme das gut verschnürte Paket, ein Blumenstrauß kam zum Vorscheine, nach dem die Braut schnell und freudig griff. Im selben Augenblicke aber stieß sie einen Schrei aus und ließ die Blumen fallen. Sie hatte mit der Hand etwas eiskaltes berührt. Einer der Umstehenden riß die Blumen heraus. Unter ihnen, durch einige in Schachtel und Umhüllung gestochene Löcher vor dem Ersticken bewahrt, saß eine dicke häßliche Kröte, die die vielen Menschen dumm und verständnislos anglotzte.

Der alte Müller fluchte grimmig, packte die Schachtel und warf sie mit

(Fortsetzung auf Seite 21)

Grausamkeiten

Die Geschichte der Menschheit ist voll davon. Die Luft ist noch dick und schwül von den Roheiten des jüngsten Völkerstreites. Man denke nur an die totale Bomberei auf beiden Seiten den unterschiedslosen Massnmord von Arbeitern, Greisen, Frauen und Kindern. Man denke an die erbarmungslose Vernichtung von Städten durch eine einzige Atombombe. Sechszehn Tage lang konnte, wie es scheint, den so Verletzten und Verstümmelten keine Hilfe gebracht werden, wegen der tödlichen Gefährlichkeit der radio-aktiven Strahlen im getroffenen Gebiet. Man hat es gewußt von Ausprobierungen der neuen Waffe im Mexicanischen Wüstenrevier. Und doch hat man sich nicht davon abschrecken lassen.

Das Kriegsende hat auch all die Geheimnisse der Internierungslager in Europa ans Tageslicht befördert. Haarsträubende Enthüllungen, die beweisen, wie weit parteipolitischer Radikalismus sich verirren kann. Und an all diese Gemeinheiten reihen sich nun all die andern apokalyptischen Gespenster: Hunger und Krankheit und Verzweiflung ob der Zwangsverpflanzung von Millionen aus den abgetretenen Gebieten.

Etwas weiter zurück liegen die Entsetzlichkeiten der Mexikanischen Katholikenverfolgung; des Spanischen Bürgerkrieges (1935); der Bolschewistischen Revolution in Rußland (1917). Die unerhörte Unterdrückung Irlands. Noch vor kaum 100 Jahren steckte englisches Militär den Bewohnern Haus und Hof in Brand. Verdammte sie durch Beschlagnahmung von Vieh und Getreide zum Hungertod. Trieb sie in der nordwestlichen Ecke des Landes zusammen, wo sich gar viele Mütter mit dem Kind auf dem Arm aus Verzweiflung in die stürmische See hinunter stürzten. Das Lesen der hl. Bücher des Alten Testamentes bringt uns die Greuel vorchristlicher Tyranneien ins Gedächtnis. Wer erinnert sich da nicht an den unmenschlichen Antiochus Epiphanes, den „Nero" der biblischen Machabäerzeit? Die Richterperiode (1300—1100 vor Ch.) wimmelt von unerhörten Gewalttaten. Ein Levite zerstückelte den Leichnam seiner ermordeten Frau und sandte sie an die verschiedenen Stämme, um das Volk zur Blutrache aufzurufen. Abimelech schlachtete seine 70 Brüder auf einem einzigen Stein. Eine Frau schlug in ihrem Zelt einem schlafenden Gast den Zeltpflock durch die Schläfen. Ein Vater opferte mit dem Schlachtmesser seine einzige Tochter und glaubte damit Gott einen Dienst zu erweisen. Wie ein roter Faden schlingen sich solche Schandtaten durch alle Jahrhunderte.

Die weißen Kolonialforscher gefallen sich in schrecklicher Ausbeutung und Unterdrückung der Eingeborenen. Diese hinwiederum nehmen Rache an den weißen Eindringlingen oder gar an wohlwollenden Missionaren. So bemächtigten sich die Iroquois-Indianer um 1630 der Jesuitenmissionare im Gebiet der Großen Seen. Ließen sie Spießruten laufen. Rissen ihnen die Zehen- und Fingernägel aus. Peinigten sie im Feuer. Hingen ihnen eine unmenschliche Halskette von rotglühenden Aexten über die zuckenden Schultern und gossen ihnen siedendes Wasser über den Leib.

Etwas ganz Besonderes leisteten sich die Türken (1821—29) im Balkanaufstand oder griechischen Freiheitskrieg. Nicht nur schnitt der Pöbel den Christen Nasen und Ohren ab, man trieb ihnen Messer und Gabeln durch die Beine und hängte sie daran mit dem Kopf nach unten auf. Man schürte auf dem Marktplatz in Konstantinopel ein großes Feuer, erhitzte daran die Ladestöcke der Gewehre und stieß sie den Christen in den Leib. Andere nagelte man mit dem Ohr an einen Balken und füllte ihnen den Mund mit glühenden Kohlen. Noch andere spießte man lebendig auf, zersägte sie, hieb ihnen Hände und Füße ab zum Braten und zwang sie davon zu essen. Man grub sie bis an den Hals in die Erde und riß ihnen mit Klötzen die Zähne aus einander, so daß die Ameisen ihnen zu Tausenden in den Schlund hinab kriechen konnten. Dann schor man ihnen den Kopf wie eine Billiardkugel und bestrich ihn mit Honig zu einem Tummelplatz für Mücken und Wespen.

Ene Zeit ähnlicher Drangsale war für das deutsche Volk der 30-jährige Krieg (1618—48). Nicht nur wüteten damals Raub und Mord in deutschen Landen, die Söldnerheere fremder Mächte folterten die wehrlose Bevölkerung mit ausgesuchten Martern. Einer davon ist der bekannte „Schwedentrank." Die Lanzenknechte banden die Farmer an Händen und Füssen, rammelten ihnen einen Trichter zwischen die Zähne und pumpten Jauche und Unrat aus den Ställen hinein. Dabei tanzten sie den armen Opfern in unbändiger Wildheit auf dem Leib herum. Nicht selten zogen sie ihnen die Strümpfe aus, streuten ihnen Salz auf die nackten Fußflächen und ließen eine Geis es ablecken. Die leckte natürlich nach Herzenslust, bis der Ge:uälte sich buchstäblich zu Tode lachte.

Woher nun diese immer wiederkehrenden Ausbrüche menschlichen Blutdurstes, unbeherrschter Rachgier, tobender Leidenschaft und ungezügelter Wut? Leidenschaft ist es, mit der wir hier zu tun haben. Leidenschaft zur Weißglut entfacht, durch besondere Umstände zum Wahnsinn gesteigert und zur Bestialität hinauf getrieben! Warum keine Beherrschung des niederen Trieblebens? Warum keine souveräne Niederhaltung der aufgespeicherten Lüste und Begierden?

Sind die Ueberreste unserer „Affennatur" daran schuld, wie einige „Gelehrte" es wollen? W i r können uns nicht für eine Verwandtschaft mit Gorilla oder Orang Utan begeistern. Zu wenig Beweise sprechen dafür, zu viel Vernunftgründe dagegen! Aber ganz klar ist es, daß der Mensch gar manches vom Tiere an sich hat. Ist er nicht das Bindeglied zwischen dem Tierreich und der reinen Geisterwelt? Er nimmt seine Kräfte von beiden. Und im Spiel und Gegenspiel dieser Kräfte kann er gar leicht in die Wegespuren der wilden Bestien hinein geraten. Die Möglichkeit dazu liegt in seinem innersten Wesen. Was uns hier beschäftigt, ist die Frage, warum es scheinbar unvermeidlich immer wieder dazu kommen m u ß.

Ist der Grund dafür ein krankhaftes Nicht-Lernen-Wollen aus der Geschichte? — Eine solch bewußt-boshafte Unwilligkeit und Blindheit gibt es auf vielen Gebieten menschlichen Tuns. Wer wollte es leugnen?!

Nimm einmal die Christenverfolger. Wissen sie nichts von Christi Garantie: „Die Gewalten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen?" Sehen sie nicht, wie viel wütige Hasser in vergangenen Tagen sich am Felsen Petri den Schädel eingerannt? Sie sollten es sehen; aber ihr Machtkrampf macht sie blind. Drum meinen sie, was keinem Diokletian, keinem Julianus Apostata, was keinem Barbarossa, keinem Heinrich VIII., keinem Napoleon und keinem Bismarck gelungen, das müsse i h n e n gelingen.

Man denke an die politische Neugestaltung Europas nach dem jüngsten Krieg, in Yalta und Potsdam. Europa ist seit Jahrhunderten ein widerlicher Hexenkessel; man muß drüben geboren sein, um es zu verstehen. Vereinigung der Luft; Ausgleichung und Verminderung der Gegensätze und Feindseligkeiten wäre das erste Gebot der Stunde gewesen. Stattdessen hat man neue Probleme geschaffen und entsetzlichen Konfliktstoff angehäuft, und schon sprechen Beobachter es offen aus, daß die Weltbühne fertig ist für das Riesentrauerspiel eines neuen Völkerkampfes. Unselige Blindheit der Massen und ihrer verantwortlichen Führer! Man kennt die traurige Rolle des modernen Kriegsspiels mit seinen schauerlichen Waffen. Man kennt die Folgen der Sklaverei, des Bürgerkrieges, des unversöhnlichen Machtkampfes, des Parteihaders, der Glaubensverfolgung, des Rassen- und Klassenhasses. Die Geschichte liefert dafür die abschreckendsten Belege und Beispiele. Ein lauter Warnungsruf, nicht mit dem Feuer zu spielen, weil es durch Leichtsinn zu neuen entsetzlichen Explosionen kommen kann. Aber all das scheint seinen Eindruck zu verfehlen. Man sträubt sich nach wie vor dagegen, die Lehren der Geschichte auf sich selber anzuwenden. Woher kommt es? Ist es Mangel an Zivilisation?

P. Jos. Schneider o.m.i.

An der ist scheinbar kein Mangel. Denn welche Zeit hat wie die unsrige eine solche Fülle an Geld, Maschinen, Verkehrsmitteln aller Art hervorgebracht? Dinge, die das Leben der Familien und Völker schön und gemütlich machen?! In dem Sinne herrscht wahrlich kein Mangel an Zivilisation, eher ein zu Viel und eine Ueberbetonung. und h i e r liegt der Haken und die Quelle unserer Pein: Was wir Zivilisation nennen, geht leider nur in die Höhe und in die Breite und garnicht in die Tiefe! Und deshalb bleibt sie technokratischer Firlefanz mit täuschendem Oberflächenglanz, wird aber nie zur wahren K u l t u r. Wie sprach der Heiland zu den Juden Seiner Zeit? „Ihr seid wie übertünchte Gräber: außen rein und fein; innen voll Moder und Gestank." Wir würden sagen „Außen Hui und innen Pfui!" Gerade das gilt auch von u n s e r m Zeitalter.

Wahre Kultur geht in die Tiefe. Sie ist Gepflegtheit des innern Menschen. Erfaßt seine tiefsten Seelenkräfte: sein Herz, sein Gewissen, seine Affekte, seine sittlich-religiöse Naturanlage. Sie hilft der eingegossenen göttlichen Liebe in der Seele zum Triumph, und diese Liebe zwingt, wie eine Königin mild und stark, alle unsere Energien und Leidenschaften unter ihr glorreiches Zepter. Zähmt und bändigt in uns die tierischen Triebe; weist sie in ihre gottgewollten Bahnen zurück, so daß sie dienen ohne je zu brutalisieren. Und so verhindert sie die vulkanischen Ausbrüche des Hasses, der Rache, der Geschlechts- und Mordlust beim einzelnen wie beim ganzen Volk.

Zu viel Zivilisation und zu wenig Kultur. H i e r liegt die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Grausamkeiten, sowohl beim Wilden, der seine Wildheit eingesteht, wie beim Weißen Mann, der sie mit allen Mitteln zu verdecken sucht. Und das h e u t e, im 20. Säculum. Wie könnte es sonst das blutigste aller Jahrhunderte sein? Wie könnte es so bezaubert mit dem asiatischen Ungeheuer des Bolschewismus liebäugeln, das das Zeichen des Satans auf der Stirn trägt? Wie könnte es Kriegsverbrecher vor die Schranken des Gerichtes fordern und als deren obersten Richter Josef Stalin berufen, die blutige Exzellenz, die wegen ihrer Greultaten selber schon 100 000 mal hätte gehängt werden sollen!

Zu viel Zivilisation und zu wenig Kultur! Dank dieser Mischung in der Welt werden sich immer wieder Engel der Barmherzigkeit an Krankenbetten finden und in Höhlen menschlicher Not. Aber noch mehr werden vertierte Menschen wie Gespenster umher schleichen, bereit zu jeder Missetat. Deshalb gibt's neben feingebildeten Kreisen immer wieder verwilderte Gesellschaftsschichten.

Zu viel Zivilisation und zu wenig Kultur. H i e r stehen wir der ewig sprudelnden Quelle menschlicher Rohheiten und Barbareien gegenüber. Und so lange diese Quelle nicht verstopft wird, wird der Strom des Blutes und der Pein inmitten der stöhnenden Menschheit nie zu Ende kommen. Er wird sie im Gegenteil periodisch immer wieder zur wilden Wut entfesseln und in seinem Lauf die Kontinente überfluten. Daran ändert kein Yalta etwas und kein Teheran und keine Atlantic Charter. Die einzige Macht der Erde, die es ändern könnte, ist die Religion Jesu Christi. Aber an sie wird nie der Ruf dazu ergehen. Dafür bürgen die soweit verbreitete fanatische Gottfeindlichkeit, unsere zahlreichen Freidenkerregierungen und die kaltblütigen Verteidiger des entchristlichten Schulsystems.

Abschiedsbrief deutscher Kriegsgefangener von Canada

Hochwürdiger und verehrter Pater Ehmann,

Dieser Abschied unserer kleinen kath. Gemeinde von einem P. o. W. Camp in Canada ist anders als sonst ein Abschied zu sein pflegt. Es ist kein Scheiden von etwas woran das Herz hinge. Gewiß, wir haben auch keinen Grund zur Verbitterung. Da uns nun einmal das Los der Gefangenschaft getroffen hat, können wir nur dankbar sein, diese Jahre hier in Canada unter günstigen Umständen verbracht zu haben. Wir sind fair und menschenwürdig behandelt worden und haben oft auch menschliches Verständnis für unsere Lage gefunden. Doch Schmerz erfüllt diesen Abschied nicht.

Sie, Hochwürden, können den Soldatenrock wieder ausziehen und Ihre ganze Kraft Ihrer Gemeinde widmen. Damit beginnt für Sie erst richtig die Friedenszeit.

Wir P's o. W. hoffen, den ersten Schritt zu einer baldigen Heimkehr zu tun. Wir sind körperlich ausgeruht und haben die langen Jahre benutzt etwas hinzuzulernen. Wir wollen in der Heimat nach Kräften die Lücken ausfüllen, die der Krieg geschlagen hat. Es gilt zu helfen, wo die Not am größten ist, neu aufzubauen und dabei die alten Klippen zu umschiffen. Fehler, aus denen zu lernen ist, sind genug gemacht.

Doch, Hochwürden, Sie wissen, daß sich auf diese Wünsche, Pläne und Hoffnungen dunkle Schatten gelegt haben. In der Abgeschiedenheit unseres Camps erfahren wir durch die Presse und Briefe aus der Heimat von neuen Gefahren und Schrecken. Weitere Forderungen und Drohungen des immer stärker werdenden Bolschewismus werden gemeldet. Aus den U.S. hören wir von ausgedehnten Klassenkämpfen. Noch ist nicht der alte Haß des Krieges überwunden — nicht bei den Siegern und nicht bei den Besiegten — und schon entstehen neue Konflikte und Schwierigkeiten. Es wird viel von der Atombombe und der Gefahr eines dritten, furchtbareren Weltkrieges gesprochen. Aus der Heimat erfahren wir, daß in den Ruinen Krankheit, Hunger und Tod herrschen. Die Selbstmorde mehren sich. Aus dem russ. Gebiet hören wir sogar von Vergewaltigungen. Viele Kameraden aus dem Osten Deutschlands haben alles verloren und bis jetzt — ein Jahr nach der Kapitulation — noch keine Nachricht von ihren Angehörigen. Es muß schon düster aussehen, wenn Bischof Berning von Osnabrück die Lage in einem Appell an seine Diözesanen zur Hilfe für Kinder und Heimatlose mit den Worten der Apokalypse zeichnete: „Da war ein fahles Roß; sein Reiter hieß der Tod, und mit ihm zog die Unterwelt. Es wurde ihnen Gewalt gegeben über den vierten Teil der Erde, zu morden durch Schwert und Hunger, durch Pest und durch die Tiere der Erde." (Offbg. 6, 1—9).

Da fällt es uns schwer, unsere Pläne und Hoffnungen nicht für Illusionen zu halten, scheinen wir doch mit unserer zerschlagenen Heimat zwischen eine neue Auseinandersetzung zu geraten und dazu verdammt, auch noch die letzten Reste zu verlieren. Es stellen sich Befürchtungen ein, daß in solcher Lage Hunger und Erbitterung es nicht zu einer „Denazifizierung," sondern eher zu einer neuen „Nazifizierung" oder einer „Bolschewisierung" Deutschlands — was ja letztlich dasselbe wäre — kommen lassen werden. Das alles legt gerade einem Gefangenen nahe, daß er nur noch Objekt eines grausam ablaufenden Geschehens sei und nicht Subjekt wird sein können, das seinen Wünschen und Plänen nachgeht. Werden wir nicht froh sein müssen, wenn wir für die nächste Zukunft mit Flickwerk sorgend uns durch die Gefahren hindurch lavieren können?

Es ist unser hl. Glaube, der uns in solchen Sorgen aufrichtet: die hl. Eucharistie, die hl. Schrift, die Stimme des hl. Vaters und die Mahnungen unserer Bischöfe. Der hl. Vater erinnert uns in seiner Enzyklika „Mystici corporis Christi," daß Leiden nicht umsonst sind, sondern großen Gewinn bringen für uns und für die Kirche, wenn sie nur in dieser Absicht mutig und geduldig ertragen werden. (Ziff. 124). So ist im übernatürlichen Licht des Glaubens eine Notzeit auch eine Zeit der Gnade. Sie wird für uns eine harte Schule sein, aber auch besondere Gelegenheit und Mahnung zur Bewährung. Gott läßt niemand etwas zu, das nicht zu seinem Heile sein könnte.

In der Nachfolge Christi brauchen wir nicht zu verzweifeln. Wir sind nicht Objekte eines blinden, grausamen Schicksals, sondern Subjekte. Auf jeden einzelnen kommt es an. Die Not hat die Menschen entwurzelt. Reiche sind arm, Richter Gerichtete geworden. Bisherige Anschauungen haben sich als falsch erwiesen. Da dürfen wir nicht mit Flickwerk kommen, sondern müssen an der Wurzel ansetzen, radikale Streiter Christi sein in des Wortes ursprünglicher Bedeutung. Das heißt aber nicht nur geduldig Leid zu ertragen, nicht nur sich selbst für das übernatürliche Leben zu bereiten; es heißt auch in der Welt zu kämpfen. Wir müssen kämpfen gegen Unglauben mit Glauben, gegen Gottesleugnung mit Bekenntnis, gegen Verzweiflung mit Hoffnung, gegen Sünde mit Gebet und Buße, gegen Selbstsucht mit Selbstlosigkeit, gegen Haß mit Liebe. Alles andere wird sich dann schon finden. Sie, Hochwürden, sagten uns in Ihrer Predigt am Weihnachtsfest 1945: „Wo Liebe ist, da ist Gerechtig-

keit; wo Gerechtigkeit ist, da ist Ordnung; und wo Ordnung ist, da ist Frieden."

So soll unser Sorgen über die natürlichen Dinge hinausgehen. „Wir haben nichts mit in diese Welt hereingebracht und können auch nichts mit hinausnehmen. Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, lasset uns damit zufrieden sein." (1. Tim. 6; 7, 8). In solcher Einstellung werden wir bestärkt durch die brüderliche Hilfe der Christenheit füreinander und besonders in der Hilfe der Christen Amerikas, die jetzt auch für unsere Heimat beginnt.

Wenn wir so zuversichtlich der göttlichen Vorsehung vertrauend der Heimat entgegen fahren, so gehen unsere Hoffnungen und Wünsche aber auch dahin, daß Amerika ein neuer Krieg und ein gleiches Schicksal wie uns erspart werden möge. Wir haben mit Bewunderung und Dankbarkeit die mahnende und warnende Sprache der kath. Presse vernommen, die oft unbequeme und bittere Tatsachen auch über die Zustände in unserer Heimat brachte, die wir sonst nirgends lasen. Wir möchten von Deutschland aus gern die Verbindung neu und fester knüpfen und erwarten davon weitere Hilfe für unsere Arbeit und Anregungen für den Neuaufbau der kath. Presse Deutschlands. Wir bitten Sie, Hochwürden, zusammen mit unserem Dank auch diesen Wunsch zu übermitteln.

Unser größter Dank aber gebührt den Priestern, die uns betreuten. Sie sind uns alle mit Wärme, Güte und Verständnis entgegengekommen. Ihnen verdanken wir es, daß wir unseren Glauben nicht nur bewahren, sondern auch vermehren konnten. Sie haben in unserer Mitte das hl. Meßopfer gefeiert und die Gnadenmittel unserer hl. Kirche gespendet und uns im hl. Opfer auch als Pontifices — Brückenbauer — zur Heimat mit unseren Lieben verbunden. Schließlich wollen wir noch besonders Ihnen danken, daß Sie viele Mühen auf sich genommen haben, um uns religiöse Bücher und Zeitschriften zu beschaffen, die Einrichtung einer kleinen Kapelle zu ermöglichen und zu helfen, wo sie konnten.

Die Hilfsbereitschaft für unsere Heimat, die offene Sprache der kath. Presse und die priesterliche Seelsorge weit weg von unserer Heimat haben uns die übernationale Einheit unserer hl. Mutter der Kirche und die innere Verbundenheit ihrer Kinder zum lebendigen Erlebnis werden lassen. Schon dadurch ist die lange Gefangenschaft nicht umsonst gewesen.

In diesem Sinne brauchen wir auch nicht Abschied zu nehmen. Wir wollen Sie, Hochwürden, und alle Wohltäter wie bisher mit allen Sorgen und Anliegen in unser Gebet einschließen. Das ist besser als irgendein Dank, den wir Ihnen abstatten könnten. Sie aber möchten wir bitten, weiter bei der Feier des hl. Meßopfers unser zu gedenken und uns dem Schutz der hl. Gottesmutter anzuempfehlen, daß wir in der Heimat Enttäuschungen verwinden, wieder aufstehen, wenn wir fallen, und uns mehr und mehr als Streiter Christi bewähren.



Rat des Vaters an seinen Sohn

Von Julius Sturm

Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen,
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treu'sten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt' im Auge fest dein Ziel,
Geh keinen Schritt vergebens.

Nimm auf die Schultern Last und Müh
Mit frohem Gottvertrauen,
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen.

Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr' dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte.

Der Tod des Spions Ehrardt

Du, hör' mal!" sagt Vermeulen, ohne von seinem Schreiben aufzuschauen. „Denk' dir .... man schickt mir einen Spion, der erschossen werden soll."

„Nicht möglich!"

„Ehrardt, Hauptmann der Reserve, ist auf frischer Tat der Spionage in Ostende ertappt worden. Morgen soll die Hinrichtung stattfinden. Gleich wird man ihn herbringen."

Ein Zellenkraftwagen, von Polizeisoldaten scharf bewacht, fährt durch das Tunneltor der Feste. Das Gitter schließt sich. Der Wagen hält. Dem Spion bedeutet man auszusteigen: es ist ein kleiner, stämmiger Mann mit Schlapphut und grauem Anzug. Der Blick ist entschieden. Der Schnurrbart kurz geschnitten. Das Gesicht rund und farblos. Neugierige umringen ihn. Ihre Blicke sind fest auf ihn gerichtet. Er schaut sie scharf und herausfordernd an mit seinem grauen, metallenen Auge.

„Schweinhund!" ruft ein Mann.

Ich nehme den Schreier wahr. Er ist der Feigste in der Batterie. Plötzlich fühlt er sich tapfer vor einem waffenlosen Feinde.

„Ruhe! Wachthabender, entfernen Sie alle Leute, die keinen Dienst haben!"

Die halbdunkle Gefängniszelle nimmt den Deutschen auf. Ich bin mit seiner Ueberwachung beauftragt. Die Weisungen, die ich ihm zur Kenntnis gebe, hört er unbeweglich an. Die Lippen hält er dabei fest zusammengepreßt. Sein Blick ist unverwandt auf mich gerichtet.

„Ich habe ein Gnadengesuch eingereicht," sagt er, als ich geendet. „Dürfte ich wohl wissen ..."

„Zur gegebenen Zeit werde ich Ihnen alles mitteilen, was zu Ihrer Kenntnis gelangen soll."

„Gut!"

Eine halbe Stunde später treffe ich ihn, wie er großen Schrittes auf und ab geht.

„Ich hätte gerne Schreibzeug," sagt er.

„Das können Sie bekommen. Ich muß jedoch von all dem, was Sie schreiben, Einsicht nehmen."

„Nun, bin ich nicht in Ihrer Gewalt?" lacht er bitter. Ein dumpfer Groll liegt in seiner Stimme.

„Hauptmann, ich verspüre gar keine Lust, Ihre Lage zu mißbrauchen. Ich komme meinen Weisungen nach. Weiter nichts."

„Ich verstehe," sagt er, plötzlich besänftigt. „Sie haben recht. Sie haben recht. Meiner Frau wollte ich schreiben ... ein letztes Mal."

Meiner Frau! Mit einem Male steht kein Feind mehr vor mir, sondern ein Mensch. Ich betrachte ihn. Sein Antlitz hat einen anderen Ausdruck angenommen und weist nur noch die Züge eines friedliebenden Bürgers auf. Ein demütiges Flehen liegt in diesem Blicke. Seine Frau! Dieser Mann hat eine Familie.

„Sie haben Kinder?"

„Zwei Mädchen," sagt er, ein aufsteigendes Schluchzen unterdrückend. Sein grauer Blick wird starr. Er macht sichtlich eine große Kraftanstrengung, um sich zu beherrschen. Dann kommt es rauhen Klanges barsch aus seinem Munde:

„So geht es halt im Leben. Die einen haben Glück, während die anderen ... Verflucht!"

Ich gehe hinaus, um nicht gerührt zu werden.

Im Laufe des Tages stellt sich ein evangelischer Geistlicher vor. Seine Einlaßkarte ist in Ordnung.

„Der Gefangene," so erklärt er mir, „hat den Wunsch geäußert, das Abendmahl zu empfangen."

Ich führe ihn hinein.

„Herr Pfarrer, Sie werden gütigst entschuldigen, ich bin verpflichtet, Ihrer Unterredung beizuwohnen und bitte Sie, laut zu sprechen."

„Ganz nach Wunsch. Könnten Sie mir etwas Wein für die Handlung beschaffen?"

Auf dem Fort war kein Wein aufzutreiben. Und so schickte ich einen Radfahrer ins Dorf. Mittlerweile läßt sich der Religionsdiener bei dem Gefangenen nieder. Ich ziehe mich in eine Ecke zurück.

Mein Blick ruht auf dem großen, etwas gebückten Greis. Ehrwürdig ist sein Gesichtsausdruck. Schwarz der Rock. Grau der lange, herabwallende Bart. Ein Patriarch! Mit den Handbewegungen eines Propheten begleitet er die mit hohler, tiefer Stimme gesprochenen Worte.

Er hält dem Verurteilten eine lange Rede, die mit Stellen aus der Heiligen Schrift gewürzt ist. Dieser antwortet mit einem steten bündigen Ja, mit billigendem, kurzem Kopfnicken.

Als der Pfarrer geendet, zieht Ehrardt aus seiner Tasche einige Papiere und gibt ihm Aufschluß über seine Geschäftsangelegenheiten und seine Familie. Gleichzeitig bittet er ihn, einige noch unbeglichene Rechnungen in Ordnung zu bringen.

Mein Radfahrer kommt zurück. Das Abendmahl beginnt. Als Altar dient der fettige Tisch. Als Gotteshaus das schreckliche Verließ, dessen Gewölbe von Feuchtigkeit matt schimmert. Das karge Licht, das den Weg durch die Gitterstangen findet, umschreibt scharf die Züge Ehrardts und des Pfarrers. Es liegt etwas Feierliches und Eindrucksvolles in diesem Gottesdienst, dem protestantischen Abendmahl der Sterbenden. Und doch! Wie ist das alles so leer und kalt, verglichen mit der Fülle unserer heiligen Messe, bei der der Gottmensch selber mit all seiner Liebe und Gnade gegenwärtig ist, sich geheimnisvoll opfert und hingibt. Ehrardt folgt mit gerunzelter Stirn

mechanisch den religiösen Handlungen des Pfarrers. Ich kann nicht umhin, diesen armen Menschen zu bedauern. Als Stärkung zu seiner letzten Stunde nur diese Scheinkommunion, die ihm kein wahres Leben vermittelt.

Ach! Könnte ich ihm doch jene andere Wegzehrung reichen, jene wirkliche Kommunion, den Kuß Gottes vor dem letzten Schritt!

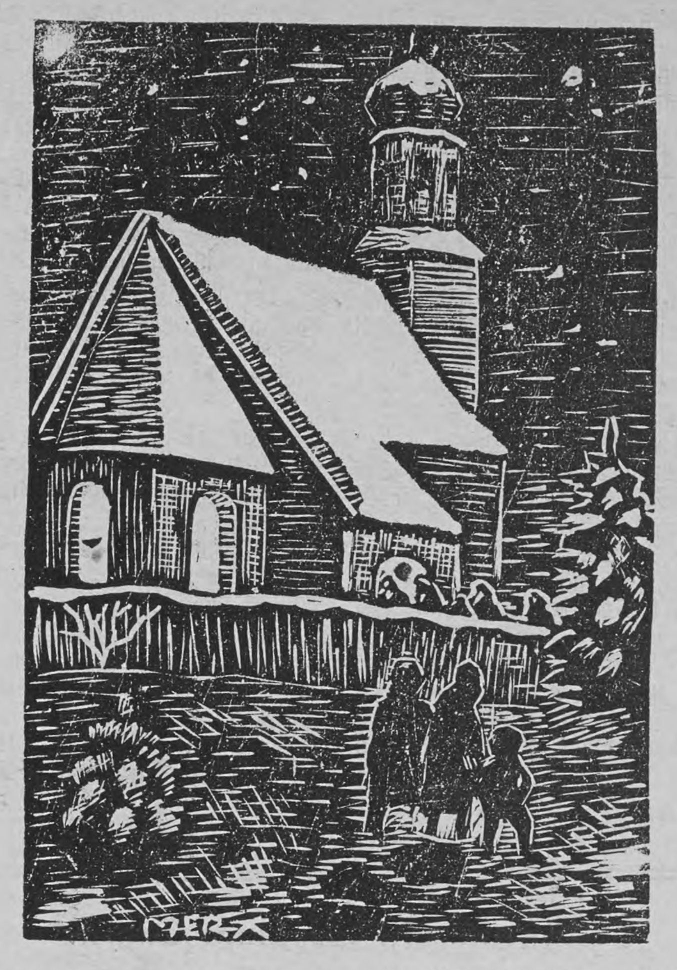
Glücklicherweise schaut Gott auf die Gradheit dieser Seelen: ihr Opfer muß ihm angenehm sein.

Während die beiden zu ihrem Gott beten, der auch der meinige ist, bete ich für sie und mit ihnen. Mit ganzer Seele bete ich für den Spion, meinen Bruder, auf den der Tod wartet, für seine Frau und seine beiden Töchter.

Der Pfarrer nimmt Abschied. Ehrardt setzt sich wieder vor seinen angefangenen Brief. Er stützt den Kopf mit beiden Händen. Dumpf kommt es über seine Lippen:

„Verwünscht!“

Die beiden Runzeln, die ich zuvor bemerkt hatte, durchfuhrchen von neuem die Stirn, hinter der ein quälender Gedanke bohrt. Mit einem seltsamen Blick schaut er mich an. Eine Falte der Bitterkeit verzieht den Mundwinkel.



„He! Es kümmert Sie nicht, einen dem Tode geweihten Mann vor sich zu haben. Ich begreife das. Sie sind glücklich ... Sie ... Leben! ... Leben, mein Gott!“

„Nun, mein Gott! Wer sagt, daß in acht Tagen nicht auch ich an der Reihe bin? Unser Leben gilt ja heutzutage so wenig.“

„Allerdings. Doch Sie sterben wenigstens auf dem Felde der Ehre, während ich ... Doch es ist unrecht von mir, so mit Ihnen zu sprechen,“ sagt er und faßt sich wieder. „Auch ich bin Soldat, bin Offizier. Ich werde zu sterben wissen. Sie sollen sehen.“

Er richtet sich auf und zwingt sein Gesicht wieder zur Ruhe. Er beginnt, mir vertrauliche Dinge mitzuteilen.

„Oh, ich weiß es wohl,“ sagt er, „Spion zu sein ist kein schönes Handwerk. Nicht aus Neigung übte ich es aus. Vom Ausbruch des Krieges in der Fremde überrascht, konnte ich als Reserveoffizier nichts anderes mehr für mein Vaterland tun. Ich habe meine Pflicht erfüllt. Ich sterbe für mein Vaterland. Meine Frau und meine Kinder werden stolz auf mich sein können.“

Ruhig und kraftvoll sprach er dieses Wort. Er beginnt, einnehmend auf mich zu wirken: alles in allem, er ist nicht von gewöhnlichem Schlage, er ist kein berufsmäßiger Spion.

Ja, ich bewundere diesen Mann. Trotz des Todesgespenstes bringt er es zuwege, die Angst der Natur zu meistern.

Wiederum geht er mit großen Schritten in der Zelle auf und ab.

Gegen Abend kommt auf dem Fort ein Eilbrief an: das Gnadengesuch ist abgelehnt; Ehrardt wird morgen erschossen.

Mir obliegt es, ihm diese Nachricht mitzuteilen. Und wirklich, es fällt mir schwer, ihm dies sagen zu müssen. Beim Eintreten in die Haftzelle hätte ich ihm nur allzugerne das Gegenteil gemeldet, ihm, dem Gatten und Vater.

„Herr Hauptmann, Ihr Gesuch ist abgelehnt.“

Er bleibt unbeweglich. Sein Blick wird hart. Von neuem durchfurchen die Runzeln seine Stirn.

„Und ... wann findet die ... die ... Erschie ... ?“

Das Wort bleibt ihm in der Kehle stecken. Die Hand jedoch führt den Gedanken zu Ende: eine bezeichnende Bewegung, hastig und rauh.

„Morgen früh um sieben Uhr.“

Und nun vollzieht sich in dieser Seele ein Zusammenbruch. Plötzlich lösen sich die Züge auf. Etwas Eigenartiges und Verstörtes gleitet in die Augen: der Blick des umzingelten Wildes, das keinen Ausweg mehr sieht. Er fällt auf einen Stuhl. Ganz rund und weit sind die Augen geöffnet. Sie stieren ins Leere mit dem Blicke eines Geistesgestörten.

Etwas Entsetzliches liegt darin. Unterdessen bemerke ich, daß seine Stirn sich mit Schweiß bedeckt hat. Die Hände zittern. Den Mund umspielt so etwas wie das Lächeln des Wahnsinns.

Ich habe Mitleid mit ihm, unsägliches Mitleid mit dieser im Todeskampf ringenden Seele. Vor dieser Not vergesse ich plötzlich alles. Ich lasse Spion Spion und Feind Feind sein: meine Seele hat das Wort. Ich nehme seine von Todesangst erkalteten Hände in die meinen, und sanft flüstern meine Lippen:

„Bruder, Sie glauben, nicht wahr? Sie glauben an Jesus. Erinnern Sie sich seiner Liebe und seines Todes am Kreuze für uns alle. Bereuen Sie alle Sünden Ihres ganzen Lebens aus Liebe zu ihm. Dann erbarmt er sich Ihrer und nimmt Sie zu sich, um Sie ewig glücklich zu machen. Wirklich, ich beneide Sie: morgen sollen Sie zu ihm in den Himmel. Er liebt Sie. Er wird Ihr Leiden heilen. Oh, sterben heißt, anfangen zu leben . . . unser wahres Leben, für immer, dort oben. Dort werden Sie in Kürze Ihre Kinder, Ihre Gattin wiedersehen. Die wenigen Jahre, die wir hienieden verbringen — in Erwartung nur — sind recht knapp bemessen."

Und siehe da! Ganz sachte hat sich sein Gesicht entspannt. Ein Zug der Verklärung liegt auf ihm ausgebreitet. Mit dem Auge scheint er es zu schauen, was durch seine Seele zieht und in den Nachhall ausklingt:

„Der Tod ist der Anfang des Lebens . . . dort oben die Heimat . . . immer . . . ja, es ist wahr . . . oh! Sterben ist Leben . . . Sterben ist Leben!"

Tränen rollen über seine Wangen. Lächelnd jedoch kommt jenes „Sterben ist Leben" stoßweise aus seinem Munde.

„Danke!" sagt er plötzlich und drückt mir dabei kräftig die Hand. „Danke schön, mein Bruder! Sehen Sie, ich weine. Doch ich schäme mich dessen nicht. Es sind Tränen des Glückes. Danke, danke!"

Lange noch, in brüderlichem Tone, in dem gemeinsamen Glauben, der uns in Gott eint, sprechen wir vom Himmel, von der Liebe, vom Leben und von wunderbaren und höchst süßen Wahrheiten: den ewigen Dingen, für die Gott jedes Herz erschaffen hat, das zu lieben versteht.

Am Abend verlasse ich in Frieden diesen Mann, der soeben in Fühlung mit der Wahrheit getreten, und für den dieser Kerker die Schwelle zu einem großen Glück geworden ist. Ich wünsche ihm eine gute Nacht.

„Guten Abend!" gibt er mir zur Antwort; „morgen werde ich glücklich sein. Danke!"

— — — — — — — — — — —

Der Morgen ist heraufgezogen, grau und unfreundlich, als ob auch er wüßte . . .

Die zur Erschießung bestimmte Abteilung Soldaten hat sich am Eingang zum Kerker versammelt. Unter dem feuchten Gewölbe erglänzen die Bajonette gefühllos am Ende der geladenen Gewehre.

Ich trete ein. Ehrardts Schnurrbart ist schön aufgebürstet. Auf dem Gesicht dasselbe Lächeln, derselbe friedliche Widerschein, den ich gestern Abend darauf bemerkt habe.

„Ist der Augenblick gekommen?" fragt er.

„Jawohl, die Erlösung," füge ich halblaut hinzu.

„Ich werde eingehen in das Leben. Danke nochmals! Sie sind mir ein guter Bruder gewesen."

Ich lasse ihn hinaustreten. Beim Vorbeigehen flüstert er mir zu:

„Beten Sie für mich!"

„Ich möchte mit dem Kommandanten sprechen," sagt er, als er draußen ist.

Vermeulen tritt auf ihn zu.

„Ich bitte, mir nicht die Augen zu verbinden. Ich weiß zu sterben."

„Wie Sie wollen."

Der Zug entfernt sich schnellen Schrittes. Ziel: Hinrichtungsort. Ehrardt, sehr gefaßt, marschiert in der Mitte, allein zwischen den beiden bewaffneten Reihen. Er schaut weder nach rechts noch nach links. Die Doppelreihe feindlicher Männer hat ihn bereits der Umwelt entzogen.

Es greift ans Herz, diesen Mann dem Tode entgegenmarschieren zu sehen, dem bitteren Ende entgegen, das ihn dort — in der Ecke — erwartet.

Es wäre schrecklich, wüßte ich nicht, daß diese Seele schon unsere elende

---

Grüßt im Ost das junge Tagen!

„Andre Zeiten, andre Menschen,
Andre Menschen, andre Götter:
Einer bleibt, der Ewigstille,
Unentwegt vom Zeitenwetter.

Andre Zeiten, andre Götter,
Denn die Zeit verstürmt die alten:
Seltsam, wenn sie ein Jahrtausend
Auf den Stühlen sich gehalten!

Ob bei Volksgeschrei und Jubel,
Unter Fluchen, unter Zähren
Sie in Glut und Trümmer prasseln
Von geschändeten Altären;

Ob aus öden Tempelhallen
Sie als blasse Schemen weichen,
Unvermißt und unbeachtet
In den Gängen sich verschleichen:

Andre Zeiten, andre Götter,
Denn der Geist hat breite Schwingen;
In das Reich des Unerkannten
Strebt er rastlos vorzudringen.

Und die Sonnen jenes Reiches,
Die erleuchten, nicht verbrennen,
Führen aufwärts, Ihn, den Einen,
Unerkannten zu erkennen.

Und erbarmungsreiche Liebe
Neigt dem Sucher sich entgegen;
Jedem, der nach Wahrheit dürstet,
Quillt ihr Born auf allen Wegen. —

Trostlos ist es, für Geschwundnes,
Hingegangnes streiten wollen:
Hast du Macht, den Strom zu hemmen
Und zum Quell zurückzuwollen?

Kann, was Asche ward, noch lodern?
Kann, was Leiche ward, genesen?
Zu den Toten fällt das Tote,
Sei es noch so schön gewesen. —

Mag ins Abendrot versunken
Trüben Muts ein Träumer klagen,
Doch der Blick des Wohlbereiten
Grüßt im Ost das junge Tagen."

Fr. W. Weber
in „Dreizehnlinden".

Brot!



Um den Hungernden in Deutschland zu helfen, wurden im Laufe des Monats folgende Gelder eingeschickt:

Mai-Marienbote	$182.50
Mrs. Robt. Schultz, Grayson, Sask.	$ 1.00
Gustav Straub, Marquette, Sask.	5.00
J. Kotopski, Grayson, Sask.	1.00
Lorenz Kreiser, Grayson, Sask.	5.00
Joe D. Flegel, Grayson, Sask.	5.00
Louis Senger, Rutland, B.C.	10.00
Maria Tesche, Judah, Alta.	10.00
P. Fuhrman, Kelowna, B.C.	3.50
Alois Herrmann, Emberville, Sask.	50.00
Jos. and Otto Oeser, Eburne, B.C.	48.00
Stephan Ehmann, Regina, Sask.	10.00
J. Hoffart, Tribune, Sask.	10.00
Parish of Southey, Southey, Sask.	294.22
J. P. Hufnagel, Salvador, Sask.	20.00
Martin Fichter, Estevan, Sask.	10.00
Rev. Fr. Zimmermann, Balgonie, Sask.	5.00
A Friend	65.00
Frank Folk, Holdfast, Sask.	3.00
Family Schaefer, Holdfast, Sask.	3.00
Mrs. D. Stocker, Regina, Sask.	10.00
Miss Magd. Ruhr, Grayson, Sask.	5.00
Mrs. Simon Streissel, Grayson, Sask.	10.00
Sebastian W. Hanowski, Melville, Sask.	10.00
Anonymous, Notikewin, Alta.	25.00
Anonymous, Luseland, Sask.	10.00
J. Klein, Thorsby, Alta.	5.00
Anonymous, Humboldt, Sask.	10.00
A. Folk, Holdfast, Sask.	5.00
George Ottenbreit, Grayson, Sask.	25.00
A Friend, Grayson, Sask.	5.00
	$861.22

Alle Gelder, die vom Marienboten gesammelt werden und die das „Canadian European and German Relief Fund" (F. Kratzer, Regina) einnimmt, werden vom Herrn Erzbischof Monahan, Regina, vom Marienboten und vom „Canadian European and German Relief Fund" gemeinsam dem katholischen Karitasverband in Deutschland zugeschickt.

Sammelt für das deutsche Hilfswerk.
Vergesset nicht eure hungernden Brüder.

Welt verlassen hat und ein höheres Leben lebt, und hörte ich nicht diesen Mann, der Erde entrückt, innerlich beten:

„Sterben ist Leben, Sterben ist Leben."

Dort in dem Winkel der beiden Böschungen stellt man den Verurteilten in die Ecke. Aufrecht, ruhigen Blickes schaut er auf die Soldaten, die zehn Schritt entfernt stehen.

Kalt verliest Vermeulen das Urteil. Dann läßt er das Gewehr zum Schuß fertig machen.

„Zielt, bitte, ins Herz," sagt Ehrardt, „nicht ins Gesicht!"

Er schließt die Augen, um sich zu sammeln. Als er sie wieder öffnet, kreuzen sich unsere Blicke. Ein Lächeln gleitet über sein Antlitz. Die traumvollen Augen suchen den Himmel.

„Legt . . . an!"

Der Deutsche richtet sich auf, er hebt den Arm:

„Deutschland über alles . . ."

„Feuer!"

Ein Krach. Ein Zischen. Der Körper ist kraftlos zusammengesunken Lebhaft wird mir mein ganzes Leben lang der schmerzhafte Zug vor der Seele stehen, der über sein Gesicht ging, als es sich im Tode neigte.

Wir nähern uns dem Toten. Ein niederträchtiger Kerl hat auf den Kopf gezielt, und seine Kugel hat zwischen Mund und Nase ein Loch gerissen, das das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Die durchbohrte Brust zeigt eine rote Höhle. Entsetzlich!

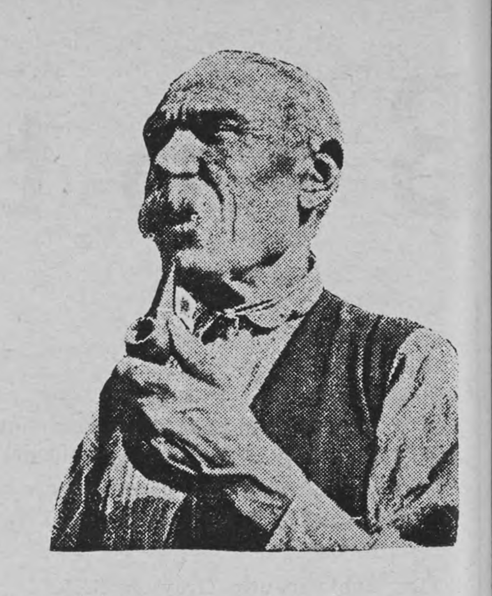
Doch die bereits erlöste Seele meines Bruders lächelt im Leben.

Ich bete still: „Ruhe in Frieden."

— — — — — — — — — —

Hauptman Ehrardt wurde auf dem Dorffriedhof zu Zwyndrecht ohne Ehren bestattet. Unlängst aber gedachte in einem belgischen Kloster ein Franziskanerpater alsbald nach seiner Priesterweihe des deutschen Spions und feierte eine heilige Messe für ihn, die einzige wohl, die für seine Seelenruhe gelesen worden ist.

vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Ihr hen alle expirienced, wie daß mir heiße Tage g'hat hen. Ich hab grod gemeint, es tät mich verreiße vor lauter Hitz. Ober sell kann ich eich soge, liebe Leit, tut's keine falsche Gedanke jetzt net hobe und tut's net denke: Da schaut's, der faule Schusterseppel. Der complaint vonwege die Hitz und tut alle Viere von sich strecken und faul doherliegen. Ne, Leit, sell derft's ihr net denke, vonwege weil ich ein Weib hob, was Pauline heißt und was gut uf mich ufpaßt, fier damit ich kein schlechtes Beispiel zu unsre Jugend net gäb. Auch in die beerstores bin ich net rumg'huckt fier um ein paar kalte drinks zu nähme. Hitz oder keine Hitz, ich hob fier die Oblatenpäter geschafft. Die hen mir einen job bei ihren Drive gebe, vonwege weil sie ein neies College baun wolln. Fier uf das Bauen breicht der Mensch plenty Geld, vonwege weil ein College keine barn net is. Eine neie barn koscht uns mehr Geld als mir manchmol hen. Ein College ober tut noch viel mehr koschte. Sell muß ich wieße, vonwege weil ich mit meine Schusterei auch im busineß gewest bin.

Mit dem job im Oblate College Drive hob ich unnerschiedliche Erfohrungen gemocht, was welle ich eich heit verzähle will.

Erschtens muß ich soge, desch uns die Oblote gut gefietret hen. Ich bin uf viele meetings gewest, und wo ich hinkomme bin, do han mir ein arg gudes supper ufgestellt bekomme. Uf einer von diese meetings hen die Weibsleit hamburgers gemocht, wie ich sie noch nie net gesse hob, so gut sein sie gewest. Weil ich ein Mann bin, was sich uf die Höflichkeit auskenne tut, hob ich mir vorg'nomme, uf soller meeting eine speach zu holte und die Weibsleit zu danke fier ihre Opfer und fier ihre christliche Orbeit, was sie geleistet hen, in dem daß sie solle hamburgers ufgetroge hen. Ober es hot mich keiner net gefrogt, eine speach zu moche, aus was weller Ursach ich stillgeschwiege hob. Ich hätt arg gern reden wolln. Ich hätt auch von die Weibsleit geredt, vonwege weil meine Pauline niemols net jelous is.

Noch all unsre meetings hob ich mich ufgemocht und bin an die Orbeit gange. Zuerscht bin ich zu meinen Nachbor h'nieber, was uf den Nomen Peter getauft is. Beim Peter hob ich den Mike angetroffe, was dorten uf eine visit gewest is.

Der Peter, der Mike, ihre Weibsleit und ihre großen Buben und Madel hen sich grod ieber den Drive, von was mir das College baun wolln, unnerholte. Es ist sollermol Samstag Obend gewest.

„Seppel," hot der Mike gleich ieber mich g'sogt, „soller Drive is net gut. Mir sein net im Stand, so viel Geld ufzutreibe. Man tut doch kein Geld net uf der Straße ufspicke?"

„Und ich tu soge, desch der Mike recht hot," meint dem Peter sein ältester Bub, „desch is zu viel verlongt."

„Okay okay," hot der Peter druf g'sogt, „jetzt tun mir uns schon zwei Stunden rumschloge und tun zu nix net komme. Ich sog, mir werden es schoffen und mir mießen es tun. Weil ihr ober eine andre Meinung hobt, kommen mir nur ins Streite, wenn mir weiter rede. Sein mir jetzt still davon. Jetzt geh, Joe," sogt der Peter weiter ieber seinen Aelteschten, „und tu mir alle Buben und Madel, was deine Geschwister sein, doherrufe. Ich will in die town fohre und alle mitnähme."

Der Joe, dem Peter sein Aelteschter, is also ufgestanne und hot dem Peter seine ganze Kinner dohergeschofft. Drei Mädel sein es gewest und fünf Bube, alles große und ausgewachsene Kinner.

Wie sie alle dogwest sein, hot der Peter ieber sie gesproche:

„Kinner," hot er g'sogt, „heit is Samstog. Heit gehn mir in die Town fier um good time zu hobe. Die Madel gehn tanze, und ich und die Bube gehn in den beer store. Wieviel Geld tun mir breiche? Fienfzig Cent fier die Tanzhall fier die drei Madel sein $1.50. Nochher wolln die Madel noch ein Seven-up trinke und chocolate esse, und das sein noch eimol 12 Cents fier jedes von die Madel. Fier die Madel tun mir also $1.86 breiche, wenn sie domit zufriede sein.

„Die Buben und ich gehn in den beerstore. Ich werd heit acht beers trinke, was achzig Cent sein. Der

Peter und der Jakob sein schon alt fier um auch acht beers zu trinke. Sie hen schon mehr im beerstore gespent. Der George und der Hilarius sein erscht vierundzwanzig und fienfundzwanzig. Fier solle junge Leit paßt es sich net, daß sie acht beers tringe. Sieben sein g'nug fier jeden von die zwei. Der Hannes ober, was erscht nächstes Johr zwanig werd, tut fienf beers trinke und kein Schluck mehr.

„Mir breichen also fier 35 beers Geld. 35 beers koschte $3.50.

„Die Mutter bleibt daham. Die tut heit net gut fiehle. Ober alle von uns werden der Mutter ein chocolate bar kaufe. Mir sein neun miteianner, desch gibt neun chocolate bars, was 63 Cent koscht und ein Cent education tax. Desch tut uns jetzt zeige, wie daß mir heit $6.00 fier uf good time breichen.

„Jetzt, Kinner, raus mit eier Geld. Ihr mieſt eich eiere Vergniegen selbst bezohle. Jetzt bezohlts mir. Her mit dem Geld."

Die Kinner hen alle ihre Auge weit ufgemocht und hen uf den Vater g'schaut, was so ieber sie von der good time gesproche hot. Der Peter hot aber g'rufe:

„Desch is kein Spaß net. Gebt's mir sofort das Geld, was ihr heit Obend spende werd und was ihr alle Samstag spende tut."

Die Kinner hen immer noch ganz verwundert uf den Vater g'schaut, dann sein sie ober hingange und hen das Geld gebrocht. Die Madel hen fier das Tanze bezohlt, fier die Seven-ups und die chocolate bars, und die Bube fier das Bier und fier die chocolate bars, was sie fier die Muter kaufe sollte.

Wie der Peter solles Geld in der Hand g'habt hot, hot er's in den Sack gesteckt und hot ieber alle gesproche:

„Kinner," hot er g'sogt, „die Zeiten sein net gut und das Katholische is heitzutog net mehr was es zu meiner Zeit gewest is. Mir breichen ein College, was welles College die Oblatenpäter ufbaun wollen. Fier uf solles College breichen sie Geld. Unsre Familie hot zu die Päter gepledged, zwei Dollar uf den Monat zu gebe, bis daß mir fienfzig Dollar ufgeopfret hen.

„By golly, Kinner," hot er dann uf eimol ufgedunnret, „selles is grod eine Schand. Zwei Dollar uf den Monat fier uf ein katholisches College, und sechs Dollar alle Samstag fier uf das Vergniege? Sein mir katholisch? Hen mir keine Gottesfurcht net mehr? Desch werd gestoppt, bis daß die Päter ihr College hen. Keine zwei Dollar werd ich net gebe. Solle Schand werd mir net in mein Haus sein. Gleich geh ich h'nieber zum Poter und tu zehn Dollar uf den Monat pledgen. Und ihr, Kinner, ihr werds' mir ein Teil von solle zehn Dollar abbezohle. Den erschten Samstog im Monat werd keiner von uns net in die town gehn. Das Geld, was mir dort unnietzig spende, werd fier uf den College Drive gespent."

Wie der Peter solles g'sogt hot, do is der Mike ober ufgesprunge:

„Peter," hot er ganz exited g'rufe," desch is eine Christenlehr, wie ich sie noch niemols net g'hert hob. Jetzt muß ich gleich ham eh' daß meine Kinner fortspringe und in die Stadt fohre. Ich hob zwei mehr als ihr. Von dene werd ich collecte. Ich werd die heit good time gebe."

Und mit solle Worte is der Mike fort. Die Kinner vom Peter ober hen laut gelacht und hen g'sogt:

„Du hoscht uns dronkriegt, Vater, desch war smart."

Und der Jakob, was dem Peter sein Zweitälster is, hat g'sproche:

„Allright, Vater, wenn's ihr das busineß wollt, dann tu ich mitmoche. Ober ich will alle Monat mit meine eigne Augen sehn, daß ihr eiren Teil zugebe tut."

Do seht ihr, Leit, wie leicht daß es is, den College Drive von die Oblatenpäter zu unnerstietze. Tun mir alle unsre Vergniegungen kanzeln, dann breiche mir net zu soge: Ich hob kein Geld, vonwege weil ich eine barn baue muß. Du kannst die barn hobe und du kannst das College unnedstietze. Die Pauline, was mein Weib is, hot mir arg vorgerechnet, wie leicht das es is, unsre Päter zu helfe. Und was meine Pauline sogt, selles is wohr, desch kann ich eich soge. Wie mir noch in unsre junge Johrer gewest sein, da hob ich eimol meiner Pauline wiedersproche. Nochher ober net mehr. Die hot mir eine teaching gebe, was ich heit noch net vergesse hob. Heit seh ich auch, wie recht daß sie hot. Gude Weiber hen allemol recht, desch is meine Erfohrung.

Es grießt eich

Der Schusterseppel.

Selbsterforschung am Abend

Auch heut hab ich dich oft vergessen,
Nach meinem Heil nicht viel gefragt;
Getrunken hab ich und gegessen
Und dir, o Gott, nicht Dank gesagt.
Wie kann es sein, daß meine Seele,
O einzig Gut, dich so vergißt?
O richte nicht, bis meine Seele
In dir, o Gott, befestigt ist!

Du hast die Stimme mir gegeben,
Daß ich dich preisen soll, mein Hort,
Und anderen auch das Herz erheben
Durch frommes und einfält'ges Wort.
Weh mir, wenn ich zurücke zähle,
Was ich Unnützes heut gesagt!
O weiche nicht, bis in der Seele
Der Wahrheit reiner Morgen tagt!

Doch nein, du wollst auch dann nicht richten,
O nein, du willst auch dann verzeih'n!
Gerechtigkeit wird mich vernichten,
Nur Gnade kann mein Leben sein.
Wie bald ist doch ein Wort gesprochen,
Das unser Mund nicht wieder fängt,
Wie leicht ein Vorsatz, ach, gebrochen,
An dem des Herzens Ruhe hängt!

Luise Hensel.

Missionswerk des Marienboten

Von P. Karl Strüber O.M.J.

In unsern Tagen sind alle zur Mitarbeit am Reiche Gottes aufgerufen. Alle sollen mithelfen bei der Rettung unsterblicher Seelen, alle sollen in gewissem Sinne die Hüter ihrer Brüder und Schwestern sein.

Der Gedanke des Apostolates war zu allen Zeiten lebendig in der Kirche, denn er entspricht voll und ganz dem Wunsche des Heilandes. Jesus ist für alle Menschen gestorben, deshalb soll keiner verloren gehen. Er ist das Haupt, die Erlösten sind die Glieder. Wie es den Märtyrern wehe getan hat, als man ihnen gewaltsam die Glieder abriß, so wird es auch dem Herzen des Heilandes bitter wehe getan haben, als er an die vielen Seelen dachte, die ihm entrissen wurden, die einen zeitweise, die andern für immer. Diesen Schmerz sollen apostolisch gesinnte Menschen ihrem Meister nach Kräften ersparen.

Somit ist das Apostolat für einen Rechtdenkenden etwas Selbstverständliches. Wer in sich selbst das Reich Christi aufbaut, der muß auch helfen, daß es in andern Seelen aufgebaut werde. Der muß versuchen, andere gebrechliche, in der Erbsünde geborene Menschenkinder aus allen sündigen Begehrlichkeiten herauszulösen und sie dem lieben Gott zuzuführen. Gewiß ist die erste Aufgabe eines jeden, selbst in den Himmel zu kommen. Aber der apostolisch gesinnte Mensch sagt: „Ja, in den Himmel kommen, aber mit einer möglichst großen Zahl meiner Mitmenschen." Er fühlt sich gedrängt, andern zu helfen, daß auch sie ewig im Lichte Gottes leuchten können. Wer sich so in die Heeresmacht Gottes einreiht, um Gottes Rechte zu vertreten, um liebevoll auf unsterbliche Seelen einzuwirken und ihnen den Himmelsweg gangbar zu machen, der erfüllt wahrhaft einen Wunsch des göttlichen Herzens.

Zum Apostolat drängt auch die Not vieler. In jeder Minute bei Tag und bei Nacht sind tausend und tausend Mitmenschen mit Sorgen um das tägliche Brot belastet, von Krankheit und Schmerzen heimgesucht, von Versuchung, Sünde und Verzweiflung niedergedrückt; da müssen Freiwillige und Barmherzige vor, die solcher Not in etwa abhelfen. Es gibt Menschen, denen die Wahrheit nie aufging, andere, denen sie untergegangen ist. Da sollen Sendboten des Lichtes kommen und Finsternisse und Zweifel beseitigen helfen. Künder der Wahrheit sollen gegen Lügen, Vorurteile und Schlagwörter kämpfen.

Es gibt Menschen, die mit ihrem Kreuz allein nicht fertig werden; andere, die von Leidenschaften aufgepeitscht, dem verlorenen Sohne gleichen, aber allein nicht den Mut zur Heimkehr finden. Da müssen Boten der verstehenden Liebe kommen, um den Mutlosen wieder Vertrauen zu bringen. Es gibt Menschen, die am Scheidewege stehen; solche, durch deren Seele eine Flut ungelöster Fragen geht, in denen es dunkelt von Zweifeln, auf die sie keine Antwort wissen. Da heißt die apostolische Sendung: diesen Wegsuchern die Hand zu reichen, auf daß sie das letzte Ziel ihres Weges erkennen und geradewegs darauf zugehen.

Ein wahrer Apostel sieht mit den Augen Christi die Hilfsbedürftigen, mit dem Herzen Christi fühlt er ihre Not, mit dem Opferwillen und der Opferkraft Christi tritt er an sie heran, um sie zu retten. Gott hat uns Verstand und Herz gegeben, damit wir Apostelgedanken und -wünsche hegen. Unsere Hände sind bestimmt, Apostelaten zu vollbringen, unsere Füße, Apostelwege zu gehen, und unsere Lippen, Apostelworte zu sprechen.

Wer sich an diesen so notwendigen Werken christlicher Nächstenliebe beteiligen will, der muß beginnen mit dem Apostolat des Gebetes. Die Welt kann nur durch die Gnade bekehrt werden, die Gnade aber wird durch das Gebet erlangt. Wie eine lichte Wolke steigt das Gebet der Apostel zum Himmel und als Gnadentau fällt es auf die Erde herab: auf Staatshäupter und Regierende, auf Krankenhäuser und Gefängnisse, auf Diaspora und Missionsstationen, auf Sandwüsten und Schneeregionen, auf Kanzeln und Beichtstühle.

Erst im Umgange mit Gott wird das Apostolat von übernatürlicher Wärme durchflutet. Erst müssen wir selbst Gott geschaut haben, dann dürfen wir zu andern von ihm reden. Der Geist von oben muß in den Worten des Apostels wehen und ihnen Kraft geben. „Das Gebet Europas muß Asien bekehren," hat Franz Xaver an Ignatius geschrieben. Und Kardinal Faulhaber schreibt

Unser Stifter und der Beruf des Heidenmissionars

„Ich will Ihnen nichts von der Herrlichkeit sagen, welche im Lichte des Glaubens jene Tätigkeit hat, der Sie sich widmen wollen. Man muß schon bis zur Wiege des Christentums hinaufsteigen, um etwas zu finden, was man damit vergleichen könnte ... Dieselben Wunder, die einst durch die ersten Jünger Jesu Christi gewirkt wurden, werden sich in unsern Tagen durch Euch, meine lieben Kinder, wiederholen. Unter so vielen anderen hat Euch die Versehung auserwählt, um die frohe Botschaft zahllosen Sklaven Satans zu verkündigen, die in der Finsternis des Götzendienstes verkommen und Gott nicht kennen. Das ist der wahre Apostelberuf, der sich in unserer Zeit erneuert. Danken wir dem Herrn, daß er uns würdig erachtet hat, auf so unmittelbar tätige Weise daran teilzunehmen. Folget mit Freude seinem Ruf! Bleibet auch diesem Berufe getreu; rechnet alsdann auf den reichsten Gottessegen und auf einen Lohn, welcher der Erhabenheit des großen Missionswerkes entspricht, dem Ihr Euch hingebet."

Aus einem Brief an P. Ricard, Januar 1847.



für unsere Tage: „Die alten Apostel kamen aus dem Abendmahlssaale, die neuen Apostel kommen von der Kommunionbank."

An zweiter Stelle muß der Apostel vom Eigenen geben, das heißt, er darf es nicht an Opfersinn fehlen lassen. Auf dem Ackerfelde des Gottesreiches regnet es kein Manna vom Himmel. Seelen müssen durch Gebet und Opfer Gott abgerungen werden. In schmerzgepflügten Furchen gedeiht Gottes Saatkorn am besten. Daher dürfen Apostel nicht müßig in der Sonne eigenen Glückes sitzen, nicht mit Tändeleien sich beschäftigen, wenn der Kampf starke Arme braucht. Das Apostolat bedeutet Teilnahme am Leiden Christi. Durch Leiden hat Christus die Welt erlöst, mit Leiden hat er angefangen und geschlossen. So sind auch unsere Taten am fruchtbarsten, wenn sie mit einem Tropfen Blut betaut werden. Der heilige Pfarrer von Ars sagte einem Priester, der sich über seine Mißerfolge beklagte: „Haben Sie schon alles versucht? Haben Sie schon gefastet und andere Bußwerke verrichtet? Solange Sie für Ihre Pfarrkinder noch keine Schmerzen erduldet haben, können Sie nicht sagen, daß Sie alles getan haben."

Auch die Armen und Kranken können ausgezeichnete Apostel sein. Nimmt jemand Armut oder Krankheit willig an für Gott, so bedeutet das eine Großmacht. Einmal wird man erfahren, daß nicht jene die besten Apostel waren, die in den vordersten Reihen kämpfen, von deren Erfolgen die Menschen erzählen, sondern jene, die hinter der Front beteten und opferten. Um so ärmer und kränker sie waren, um so mehr sie sich für unnütz hielten, desto segensreicher war ihr Apostolat. „Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark" (2. Kor. 12, 10). Eine wahrhaft apostolische Seele betete: „Keine Erleuchtung kommt mir, keine Gnade wird mir zuteil, daß ich sie nicht der ganzen Welt zu eigen geben möchte." Sagen auch wir: „Herr, laß mich dein Apostel sein, laß mich beten, kämpfen, opfern für alle jene, die in Not sind!"

Niemals darf der Apostel den Mut verlieren. Mit Bangen fragt er oftmals: „Werde ich nicht vergeblich arbeiten heute, wo die Feinde so zahlreich sind, wo Sünde und Verführung soviel verderben, wo gewisse Bücher und Schriften rücksichtslos Gift in die Seelen träufeln?" Alles kann der Apostel nicht verhindern, er tut, was er kann. Ein arabisches Sprichwort sagt: Kannst du nicht Stern am Himmel sein, so sei die Lampe in einem Haus.

Fürchten wir nicht! Mit uns arbeitet die Großmacht dort oben. Christus hat eine Weltkirche von über 300 Millionen Katholiken gebaut, allen Gegnern zum Trotz, weil „Er" es war, der Herr der Welt, Gott! Mit derselben Kraft erhält er seine Kirche bis ans Ende der Welt. Darum wird er auch mit starker Hand an dem weiterbauen, wozu wir den Grundstein legen durch unser Apostolat.

„Vater unser"

Das „Vaterunser" ist ein für allemal das beste Gebet, du kannst damit bitten und danken zugleich: danken für die Gaben des Sommers und bitten gegen die Nöte des Winters. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann es so nachbeten, wie der es gemeint hat, der es gemacht hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schadet aber nicht, wenn wir es nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste tun, und der weiß, wie es sein soll. Weil du es verlangst, will ich dir aufrichtig sagen, wie ich es mit dem „Vaterunser" mache. Ich denke aber, es ist so nur sehr armselig gemacht, ich möchte mich gern eines besseren belehren lassen. Sieh, wenn ich es beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asien, Afrika und Amerika sind dann in Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott im Himmel hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt und seine linke voll Heil und voll Gutes für Seele und Leib; und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fang' ich an: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name . . ."

M. Cl.

Der Beobacter



Aus Polen kommt uns die interessante Nachricht, daß der Bischof von Katowice, Oberschlesien, von der Regierung die offizielle Erlaubnis bekommen habe, seinen Diözesanen mitzuteilen, sie dürften von nun ab in **deutscher Sprache beichten.** Der Herrgott muß sich herablassen, mit denen, die sich in der Welt groß dünken, zu verhandeln, in welcher Sprache die Menschen zu Ihm reden dürfen! So sieht die Geschichte aus. Es hat Gott Sein letztes Wort aber noch lange nicht gesprochen.

Die tschechoslovakische Regierung fordert die früheren deutsch-schlesischen Kreise Ratibor, Cosel, Glatz und Waldenburg für sich. Da die Deutschen nichts mehr zu sagen haben, werden diese Lande von Polen gefordert, denn, laut jüngster Geschichte, sind sie „polnisches Land." Das bestreiten aber die Tschechen scharf. So viel Beweise auch gebracht werden, daß diese Gebiete „polnisches" oder „tschechisches" Land seien, die Tatsache bleibt bestehen, daß seine Bewohner deutsch sind.

Polen und die Tschechoslovakei haben Gebiete an Rußland abgeben müssen und auch das Versprechen erhalten, deutsche Gebiete dafür zu erhalten. In ihrem Kampf um Schlesien berufen sich beide Länder auf Rußlands Einwilligung. Rußland aber schweigt und läßt die Polen und die Tschechen kämpfen. Wenn die Zeit kommt, wird es schon zugreifen — ohne lange zu reden.

General Umberto Nobile, der berühmte Nordpolforscher, ist aus der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften ausgetreten. Diese Akademie der Wissenschaften wurde vom Vatikan gegründet und hat unter ihren 70 Mitgliedern auch Protestanten, Juden und Nichtgläubige. Nobile wurde am 28. Oktober 1936 von Papst Pius XI. aufgenommen und erhielt „Sitz Nr. 47. Dieses Jahr ließ er sich als Wahlkandidat für die kommunistische Partei Italiens aufstellen. Der Vatikan gab ihm darauf zu verstehen, daß kommunistische Aktivitäten sich nicht mit der Zugehörigkeit zur Päpstlichen Akademie vereinbaren ließen.

Der englische „Daily Herald" gab bekannt, daß deutsche Arbeiter vor Hunger zusammenbrechen. „The Times" berichtet, daß unter den Hamburgern sich die ersten Zeichen des Verhungerns einstellen: Gelbliche Gesichtsfarbe und körperliche Schlaffheit. So berichtet ein in London, England, erschienenes Büchlein von Victor Gollancz. Auf Seite drei desselben Buches schreibt Gollancz: „Dieses Buch ist meinen Freunden Renee und Leonce Bernheim aus Paris gewidmet, die unter den Nazis gelitten und höchstwahrscheinlich auch gestorben sind, deren Wunsch aber gewesen ist, daß nach dem Kriege allen Leiden ein Ende gemacht werde."

Viele unserer edelsten Menschen haben ihr Leben umsonst gelassen. Willig gaben sie ihr Leben für ihre Ueberzeugung hin, ihre Ideale scheinen aber mit ihnen ins Grab gegangen zu sein. Die gegenwärtige Welt hat sich in zwei Lager geteilt, in ein rotes, und in ein anderes, dessen Farbe wir noch nicht kennen. Beide reden sie von Menschlichkeit — während Millionen am Verhungern sind.

Der Christen Werk ist Tat, nicht Worte. Wir haben begonnen, Gelder für die Hungernden in Deutschland zu sammeln. Unsere Leute hören ihre Priester davon predigen. Viele haben auch von Regina Briefe erhalten, in denen ihnen vom „Canadian European and German Relief Fund," dessen Sekretär F. Kratzer ist, mitgeteilt wurde, daß Gelder für das hungernde Deutschland in Regina gesammelt werden. Die Vorsitzenden dieses „Relief Funds" besprachen ihren Plan vor ein paar Tagen mit dem Erzbischof von Regina. Erzbischof Monahan, der selbst einen Hirtenbrief über die Not in Deutschland veröffentlichte, gab seine volle Einwilligung, daß das „Canadian European and German Relief Fund" unter F. Kratzer, J. Oberhoffner (Schriftleiter des Couriers) und anderer Herrn mit der Erzdiözese zusammenarbeite. Alle Gelder, die das „Relief Fund" unter F. Kratzer von den Katholiken einnimmt, werden zusammen mit den vom Herrn Erzbischof eingenommenen Geldern nach Deutschland gesandt. Helfen wir alle an diesem edlen Werke.

Herzoperation

Ueber Herzoperationen ist in letzter Zeit of berichtet worden. In einem Falle, der in der Wiener Medizinischen Gesellschaft behandelt wurde, handelte es sich um die Operation eines Erdolchten. Es stellte sich heraus, daß der Dolch durch Herzbeutel und Herz gedrungen war. Das Herz hatte bereits zu schlagen aufgehört, der Herzbeutel war mit geronnenem Blut gefüllt. Als man dieses entfernt hatte, begann das Herz wieder zu schlagen. Herz und Beutel wurden genäht und der Schnitt im Brustkasten geschlossen. Der Patient blieb am Leben. Auch in deutschen chirurgischen Kliniken wurden in den letzten Jahren auf ähnliche Weise die schwierigsten Herzoperationen, die man sonst für unmöglich hielt, mit Erfolg durchgeführt.

Hochzeitsfreuden

(Fortsetzung von Seite 7)

Blumen und Kröte durch das Fenster in den Garten hinaus.

„Das kommt hoch und heilig von einer, die dir neidisch ist," tröstete der Vater die erschreckte Tochter.

Der alte Steighammer war zur Musik geeilt und rief ihr ein paar Worte zu, da spielte diese schon den ersten Ländler auf.

„Hallo! Auf zum Tanze!" Dieser fröhliche Ruf ging durch den Saal. Im nächsten Augenblicke schon begann im nicht viel kleineren Nebensaale das lustige Treiben. Als erster führte der Steighammer-Franz sein junges Weib hinein, dann der alte Müller die alte Steighammerin und deren Mann die Müllerin, ihnen folgte Paar um Paar. Der Tanz begann. Bald war der saudumme Zwischenfall vergessen.

Mit jeder Viertelstunde stieg die Fröhlichkeit, bald begannen die Geister des schon allzu reichlich genossenen Alkohols zu regieren. Gleich tausend neckischen Koboldeu hatten sie sich unbemerkt in den Saal eingeschlichen, nun trieben sie da ihr schlimmes Wesen.

Mit lautem Jauchzen schwenkten die Burschen die Mädchen im Kreise, daß die Röcke flogen. Auch Burgl kam nicht zur Ruhe, von einem Arm in den andern, so ging es den ganzen Abend.

Mitternacht rückte heran. Im „Rößle" war der Lärm und das Treiben auf dem Höhepunkt angelangt. Kein Mensch dachte ans Nachhausegehen. Solch eine Hochzeit gab es nicht alle Tage und so jung kam man auch nicht mehr zusammen.

In dem allgemeinen Trubel, dem Jubeln und Singen und Musizieren merkte niemand, daß das Brautpaar verschwand. Der alte Steighammer hatte heimlich den Wagen anspannen lassen und gab dem Kaspar, dessen Gesicht so selig erglänzte, den Auftrag, das junge Paar heimzufahren und dann wieder zurückzukommen, um Mutter und ihn abzuholen.

Kaspar nickte grinsend, reden konnte er nicht mehr.



„Aber wirf mir nicht um," mahnte der Bauer.

Kaspar schüttelte energisch den Kopf.

Als Burgl in den Wagen stieg, da rief sie aufatmend: „Gott sei Dank!" Sie war von dem vielen, fast pausenlosen Tanzen todmüde, und auch Franz hatte des Guten zu viel getan. Die Weine des Rößlewirts waren ausgezeichnet und der neugebackene Ehemann hatte wohl an die hundertmal Bescheid trinken müssen.

So fuhr man denn in die Nacht hinein. Kaspar gab sich Mühe, aufrecht auf dem Bocke zu sitzen, aber das eintönige Gestoße des Wagens tat bald seine Wirkung. Man hatte Murau kaum vevrlassen, da sank seine Gestalt in sich zusammen, die Zügel ruhten nur mehr lose in seinen Händen und er schlief tief und unbeirrt. Im Wagen drinnen war es nicht anders. Franz und Burgl waren die Augen zugefallen, auch sie schliefen fest.

Ruhig trabten die Braunen ihren Weg. Als sie dann aber zur Straßenkreuzung kamen, wo es rechts nach Mistelberg ging, links aber nach Niedermundingen, da warteten sie auf ein Zeichen ihres Führers. Als aber keines erfolgte, da schlugen sie den ihnen bekannten Weg nach Niedermundungen ein, das lange ihre Heimat gewesen war, denn der Steighammer-Bauer hatte sie vor kurzem vom Niedermundinger Bürgermeister gekauft.

Nach kurzer Zeit kam der lange, dunkle Niedermundinger Forst. Die beiden Braunen waren längst in gemütlichen Schritt übergegangen, es trieb sie ja kein Mensch zur Eile. Der rote Schein der Wagenlaternen beleuchtete einen ziemlich schmalen Waldweg, der dann mählich zu steigen begann. Da sahen sich die beiden Roßkameraden an, verstanden sich sogleich und blieben stehen. Die Köpfe tief gesenkt, fielen auch sie in Schlaf. Totenstill war es ringsherum, totenstill und stierdunkel.

Und da kam der Geisterspuk durch den nächtlichen Wald.

Schritte ertönten, dann schwaches Wagengerassel. Um die Biegung, die der Weg hier machte, bog eine dunkle, unheimliche Gestalt. Ein hochgewachsener, aber hagerer Mann. Zerrissen die Kleider, die Schuhe, zersetzt der Hut. Aus bärtigem verwildertem Gesicht glühten zwei dunkle Augen. Ihm folgte langsam ein niederer Blachenwagen, gezogen von einem kleinen, erbärmlichen Tiere, dem ein zweiter Mann und ein Weib zur Seite gingen.

Da gebot der Führer mit einer Handbewegung Halt. Seine scharfen Augen hatten das seltsame Gefährte am Wegrande bemerkt. Er sah die dösenden Rosse, den schlafenden Kutscher und die sanft schlummernde Herrschaft, ein Hochzeitspaar nach dem Myrtenkranze der Braut und dem Myrtensträußchen des Bräutigams zu schließen. Da glitt ein satanisches Lächeln über sein Gesicht. Leise flüsterte er mit den Seinen, dann begann eine emsige, aber lautlose Tätigkeit. Sie währte Minuten, dann setzten sich die nächtlichen Wanderer wieder in Trab und verschwanden gleich darauf im Walde. Kaspar aber und das junge Paar im Wagen hatten von dem Spuke nichts bemerkt und nichts gehört, sie schliefen weiter den Schlaf des Gerechten . . .

Im „Rößl" zu Murau war noch ein Riesenbetrieb. Gesang und Tanz wechselten unablässig ab, dazwischen schmetterndes Lachen und wüstes Geschrei.

Der alte Steighammer war schon einigemale vors Haus hinausgetreten, um nach seinem Wagen zu sehen,

aber er kam nicht, obwohl Kaspar längst schon wieder hätte zurück sein können.

Er sprach mit dem Müller darüber, der eben auch mit Frau und Sohn aufbrechen wollte.

Der Müller lachte. „Glaub's wohl, der Kaspar wird wohl nicht mehr fähig gewesen sein, noch einmal herzufahren. Mein Anton ist in besserer Verfassung. Ich lasse euch gleich meinen Wagen einspannen."

Es ging schon auf drei Uhr, als der alte Steighammer und sein Weib endlich die Heimfahrt antreten konnten. Müllers Rappen zogen gut aus, bald war man daheim.

Der Steighammerhof lag im tiefen Dunkel. Als aber der Bauer das Haus aufschloß, da kam die alte Magd mit einem Lichte aus der Küche, wo sie genickt und auf die Herrschaft gewartet hatte. Das Müllerische Fuhrwerk war gleich wieder umgekehrt und heimzu gefahren.

„Was ist denn mit dem Kaspar?" fragte der Bauer.

„Mit dem Kaspar? Was soll's mit dem sein?"

„Hat er einen solchen Riesenrausch, daß er nicht mehr fahren hat können?"

Verwundert meinte die Magd: „Ich versteh' Euch nicht, Herr."

„Nun, der Kaspar ist doch um zwölfe mit dem Franz und der Burgl heimgefahren und hätte dann mich und Mutter abholen sollen. Er ist aber nicht mehr gekommen."

„Du himmlische Welt," rief die Magd, „was Ihr sagt, Herr. Daher ist der Kaspar auch nicht gekommen."

„Was, der Kaspar ist nicht heimgekommen! Und der Franz und die Burgl?"

„Auch nicht. Ich warte schon seit neun Uhr in der Küche."

„Mache keine Witze, Zenz."

„Auf Ehr' und Seligkeit, Herr, kein Mensch und kein Fuhrwerk ist gekommen."

„Wirst es nicht verschlafen haben?"

„Was Euch einfällt, Herr. Ich mit meinem leisen Schlaf.

„Dann tät es mich wundern, wo der Kaspar mit dem jungen Paar hingeraten ist."

„Sie werden doch nicht umgeworfen haben," jammerte die Steighammerin.

„Und irgendwo im Straßengraben liegen, aber wir müßten sie doch gesehen haben. Möglich freilich wäre heute alles. Der Kaspar wird wohl sein Sach' hinter die Binde gegossen haben. Zenz, wecke die Knechte, wir müssen auf die Suche gehen. Himmelfix, ich ging lieber ins Bett."

Zehn Minuten später verließ der alte Bauer mit seinen drei Knechten, die Fackeln trugen, das Haus und gingen auf der Landstraße nach Murau zurück.

Abends

Die Sonne geht hinunter,
Still wird es nah und fern.
Nur noch ein Glöcklein munter
Lobpreiset Gott den Herrn.

Auch meine Seele schwinget
Sich auf noch im Gebet,
Bis leis' der Klang verklinget
Und nur die Nachtluft weht.

Friedrich Güll.

Das geschah um dieselbe Zeit als Burgl plötzlich fröstelnd erwachte. Die Nachtkühle war durch ihre Kleider gedrungen und hatte sie aufgeweckt. Erstaunt rieb sie die Augen, konnte aber gar nichts sehen, denn es war stockdunkel um sie. Auch die Kerzen der Wagenlaternen waren inzwischen völlig niedergebrannt und erlöscht. Burgl tastete mit den Händen umher und stieß im nächsten Augenblick einen Schrei aus.

„Mein Gott," sie saß immer noch im Wagen.

Der Schrei hatte auch den Franz geweckt. Schlaftrunken, ohne sich vorerst seiner Lage bewußt zu werden, fragte er: „He, was ist los! Wo brennt es?"

Burgl rüttelte ihn wach und rief entsetzt: „Franz, wach auf. Es ist ganz dunkel, wir sitzen immer noch im Wagen, aber er fährt nicht mehr. Wo sind wir?"

Sie kannten sich nicht aus. Zu sehen war nichts und hören konnten sie nur das laute, regelmäßige Schnarchen Kaspars.

Da aber ging dem Franz ein Licht auf.

„O, du alter Süffling," schimpfte er. „Hörst ihn, Burgl, wie er schnarcht. Kaspar ist auf der Fahrt eingeschlafen, da sind die Rosse einfach stehen geblieben. Und wir haben auch geduselt."

Der junge Bauer stieg aus, tappte langsam ein Stück auf den Weg hinaus und sah plötzlich hochragende Tannen vor sich.

„Burgl," rief er verblüfft, „jetzt weiß ich nicht, bin ich verrückt oder gesund beim Verstand. Da ist ja Wald. Wo sind denn wir eigentlich hingeraten?"

Burgl gab keine Antwort, denn ihr ging es genau so wie ihrem Manne. Auf dem Wege von Murau nach Mistelberg gab es weit und breit keinen Wald.

Franz tappte wieder zum Wagen hin und ergriff gleich darauf den schnarchenden Kaspar, der vom Bokke heruntergesunken war, aber trotz seiner mehr als unbequemen Stellung wie ein Toter schlief.

Franz rüttelte und schrie, schrie und rüttelte, aber Kaspar war nicht zu erwecken. Endlich fuhr er auf! „Hüho!" und schlief schon wieder.

„Nichts zu machen," wetterte der junge Steighammer wütend, „der Lümmel hat zu viel erwischt."

Da auf einmal fiel dem Franz — seine Augen hatten sich schon etwas an die Dunkelheit gewöhnt — eine merkwürdige Leere und Ruhe vor dem Wagen auf. Er forschte genauer nach und wollte rufen, aber das Wort blieb ihm im Munde stecken.

An Stelle der beiden kernigen, großen Braunen fand er nur mehr ein kleines, mageres Tier, von dem er nicht sagen konnte, was es war. An die Deichsel gebunden, ließ es den Kopf teilnahmslos hängen und wartete in sein Schicksal ergeben.

Jetzt konnte der Steighammer-Franz überhaupt nicht mehr denken.

„Burgl," sprach er kleinlaut, „ich glaube, wir sind alle verhext. Sitzen, und wissen nicht wie und wo, in einem tiefen Walde, die Rosse sind weg, dafür steht dort eine elende Kreatur, mager und halbtot."

Das junge Weib fing an zu weinen.

„Franz," schluchzte Burgl, „das hat gewiß nichts Gutes zu bedeuten."

Franz wußte keinen Trost. Er wollte Burgl nicht noch mehr beunruhigen, hatte sich allerdings die Hochzeitsnacht auch ein bißchen anders vorgestellt. Er setzte sich wieder zu Burgl in den Wagen und meinte: „Es hilft alles nichts, wir müssen noch eine Weile warten, bis es heller wird, in dieser Finsternis kann man nichts tun."

Endlich brach der neue Tag an. Im Osten zeigte sich der erste Schimmer und zerriß bald auch das Waldesdunkel.

Da fing das Staunen des neuvermählten Paares erst recht an. Franz starrte mit großen entsetzten Augen um sich, dann auf das noble Gespann, das vor ihrem Hochzeitswagen stand. Ein kleiner, grauer, struppiger Esel mit einem noch viel schäbigeren, mit Stricken notdürftig zusammengeflickten Geschirre war jetzt zu erkennen.

„Woher kommt denn um Gottes willen dieser elende Esel, wo sind die Braunen und wie kommen wir in den Niedermundinger Wald?"

Weit und breit war kein Mensch, der diese drei Rätselfragen gelöst hätte.

Da Kaspar immer noch nicht zu erwecken war, ließen Franz und Burgl das Gefährte einfach im Stiche und gingen waldaus. —

Es war gerade halb fünf Uhr, als der alte Steighammer mit seinen Knechten wieder ins „Rößl" zu Murau kam. Sie hatten natürlich auf dem ganzen Wege nichts von dem verloren gegangenen Hochzeitswagen und seinen Insassen gefunden.

Der Rößlewirt war noch auf. Die letzten Gäste waren noch nicht lange fort, und er machte soeben Kasse. Als er die wunderliche Mär von dem rätselhaften Verschwinden des jungen Paares mit samt Wagen, Kutscher und Rossen vernahm, da ging es ihm wie allen andern an der Sache Beteiligten, er schüttelte den Kopf und fand keine Worte.

Der alte Steighammer ließ sich und den Knechten ein Gläschen Obstbranntwein einschenken, dann wurde der Jungknecht zu den Gendarmen, der zweite in die Mühle gesandt.



Eine halbe Stunde später versammelte sich vor dem „Rößl" eine stattliche Schar von Männern, die drei Gendarmen und der Müller mit Sohn und drei Knechten. Ihnen allen erzählte der Steighammerbauer, daß seit Mitternacht der Franz, die Burgl, der Kaspar, der Wagen und die beiden Braunen spurlos verschwunden seien, wie von der Erde weggetilgt. Man wisse einfach nichts mehr von ihnen.

„Sollte vielleicht ein nächtlicher Ueberfall stattgefunden haben?" meinte der Kommandant der Gendarmen besorgt. „Es treibt sich in letzter Zeit viel Gesindel in der Gegend umher."

Nach längerer Beratung wurde beschlossen, sofort an die Suche zu gehen. Und zwar sollten vorerst alle Straßen in die Nachbardörfer abgegangen und, wenn nötig, bis in diese Dörfer vorgedrungen werden.

Unter Führung des Kommandanten setzte sich die Schar in Bewegung. Irgendwo mußte ja der Zweispänner mit den Vermißten sein. Durch die Lüfte war er sicher nicht davongeflogen.

Die erste Straßenkreuzung war erreicht. Ein Gendarm, der alte Steighammer und ein Knecht wurden auf den Weg nach Niedermundingen gesandt. Sie trennten sich von der Schar u. schritten rasch davon. Später zweigten wieder ein Gendarm, der alte Müller und ein Knecht nach Eckberg ab, während der dritte Haufen sich kurz darauf nach Rebstein wandte. Nochmals nach Mistelberg zu gehen, hatte keinen Sinn, da ja der Steighammer von dort gekommen war.

Inzwischen hatte die erste Abteilung den Niedermundinger Wald betreten. Da fielen dem Gendarmen gleich auf dem feuchten Waldweg zwei noch ziemlich frische Wagenspuren auf. Und wirklich standen die drei Mann fünf Minuten nachher vor dem gesuchten Hochzeitswagen, auf dessen Bocke der eben erst erwachte Kaspar mit einem solchen Gesichte saß, daß die drei Mann unwillkürlich hellauf lachen mußten.

Dann aber kam der Ernst. Der alte Steighammer sah den Esel an der Deichsel wohl, er sah aber die Rosse und das junge Paar nicht.

„Kaspar," rief er, „wir suchen dich im ganzen Kirchspiel. Wie kommst du daher?"

Der lächelte blöde.

„Ich weiß es nicht."

„Wo sind der Franz und die Burgl?"

„Weiß ich nicht."

„Wo sind die Braunen?"

„Weiß ich nicht."

„Wie kommt der elende Esel daher?"

„Keine Ahnung."

Da wandte sich der Bauer mit grimmigem Humor an den Gendarmen und sprach: „Zwei Esel sind da, aber mir wären meine zwei Pferde lieber."

Alle weiteren Fragen des Beamten waren vollkommen vergeblich, denn Kaspar konnte sich an gar nichts erinnern und war selbst am meisten

überrascht, sich in dieser unbegreiflichen Lage zu finden.

Der Steighammer und der Gendarm schüttelen immer wieder den Kopf. Etwas Merkwürdigeres war ihnen im Leben noch nicht untergekommen.

Nun wurde der magere Esel, so gut es ging, an den immer noch mit Blumen bekränzten Hochzeitswagen gespannt, dann führte der Knecht den Wagen zum Walde hinaus und heim auf Mistelberg zu. Der Bauer und der Gendarm folgten, ganz zuletzt trottete Kaspar.

Es war acht Uhr, alle Mistelberger waren schon auf den Beinen, als der seltame Zug endlich vor dem Steighammerhofe anlangte. Es gab eine förmliche Aufregung und die Männer wurden von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Die Neugierde wurde jedoch nicht befriedigt, denn alle viere hüllten sich in Schweigen.

Eine erfreuliche Nachricht wartete doch auf die Männer: Franz und Burgl waren vor einer Stunde ganz durchfroren und übernächtig zu Fuß heimgekommen und gleich ins Bett gegangen.

„Alsdann," rief der Steighammer, „jetzt hätten wir die auch. Fehlen also bloß die Rosse."

Im Laufe des Vormittags rückten, wie vereinbart, die andern Abteilungen auf dem Steighammerhofe ein. Natürlich ohne von den Vermißten eine Spur gefunden zu haben.

Nun wurde die ganze Mannschaft reichlich bewirtet, und während sie aßen und tranken, erschien der Franz.

Jetzt kam die große Enttäuschung. Alle hatten gehofft, von dem Hochzeitsmanne des dunklen Rätsels Lösung zu bekommen, aber Franz wußte genau soviel wie Kaspar, nämlich nichts.

Burgl und er waren auf der Heimfahrt gleich außerhalb Muraus im Wagen eingeschlafen — wie lange sie genickt hatten, wußten sie nicht — als sie dann erwachten, stand der Wagen still mitten im Niedermundinger Wald, auf dem Bocke schlief Kaspar, die beiden Braunen waren verschwunden, an ihrer Stelle fand sich der Esel. Als es dann hell wurde, versuchte er noch einmal den Kaspar zu wecken. Als es nicht gelang, da machten Burgl und er sich zu Fuß auf den Heimweg.

„Ich kann es mir nicht anders denken," meinte er, „als daß Kaspar auch gleich eingeschlafen ist und die Braunen dann auf den ihnen besser bekannten Weg nach Niedermundingen abgezweigt sind. Was aber dann mit ihnen geschehen ist, kann ich nicht einmal ahnen."

Eines stellte sich bald heraus. Wem nämlich der Esel gehört hatte. Leute aus Niedermundingen, die zufällig noch am selben Tage nach Mistelberg kamen, erkannten ihn. Sie hatten ihn erst vor einigen Tagen in ihrem Dorge gesehen, als er den Blachenwagen einer Zigeunerfamilie zog.

Nun blieb keine andere Annahme übrig: die Zigeuner hatten den Hochzeitswagen im Walde angetroffen und, ohne daß es der schlafende Kutscher und die Herrschaft merkten, die Rosse mit dem Esel vertauscht oder umgekehrt. Wie sehr diese Annahme der Wirklich entsprach, weiß der Leser.

Das war wohl eine bodenlose, aber echte Zigeunerfrechheit.

Natürlich fahndeten die Behörden der ganzen Gegend auf die Zigeunerfamilie, allein sie blieb vorderhand mit samt den beiden Braunen vom Steighammerhofe verschwunden. Nirgends kam eine Meldung her, daß sie irgendwo gesehen worden seien.

Die auch in Mistelberg, wie überall reichlich vorhandenen Dorftratschen sorgten dafür, daß Franz und Burgls Heimkehr von der Hochzeit bald in allen Dörfern des Bezirks bekannt war. Man hat seit langer Zeit nicht mehr so gelacht, wie über dieses komische Ereignis. Daß ein Hochzeitspaar mit stolzen Rossen ausfuhr und mit einem armseligen Esel heimkam.

Franz und Burgl taten das beste, was sie tun konnten: sie und der alte Steighammer mit samt seinem Weibe lachten mit.

Als eine gewisse Zeit vergangen war, da gab der Steighammer die Hoffnung verloren, seine Pferde je wieder zu sehen. Den Esel aber schenkte er dem Milchhannes, der täglich die Milch in die Stadt fuhr. Früher fuhr er mit zwei großen Hunden, heute fährt er immer noch mit dem Steighammerischen Hochzeitsesel, wie man das Tier in Stadt und Dorf allgemein nennt.

Der alte Kaspar aber konnte es nie verwinden, daß in einer schwachen Stunde jener Hochzeitsnacht seine Kutscherehre verloren ging. Und wenn ihn seine Genossen hänseln, dann ist ihm das Weinen heute noch näher als das Lachen, und er drückt sich in den hintersten Winkel des großen Hofes, um den bösen Menschen zu entgehen.

Der Steighammer-Franz aber hat zu guter Letzt gut gewählt. Trotz der vielen schlimmen Anzeichen und Vorbedeutungen und etwas seltsamen Hochzeitsfreuden ist er mit seiner Braut sehr glücklich geworden . . .

Der Bauer

Mein ist die klingende Sense,
Mein ist der blanke Pflug,
Mein ist der eichene Tisch,
Der irdene Wasserkrug.
Mein ist die Sonne, der Regen,
Mein ist der blinkende Tau,
Mein ist das braune Erdenreich,
Des Himmels tief leuchtendes Blau.

Ich schreite über den Acker
Und furche der Erde Gesicht,
Ich säe die goldenen Körner,
Daß Frucht aus den Schollen bricht.
Die reife Saat zu schneiden,
Zieh' ich im Frühlicht aus.
Im Schein der Abendröte
Bring' ich das Brot nach Haus.

Man heißt mich stolz den Bauer,
Ich aber bin ein Knecht.
Ich diene der braunen Erde
Nach ewigem Gottesrecht.
Ich diene euch, ihr Brüder,
Und schaff' euch Brot und Kraft.
Ich diene Gott, dem Herrn,
In heiliger Lehenschaft.

Erzbischof von Regina bestaetigt Hilfswerk fuer Deutschland

Kürzlich sprach ein Komitee des deutsch-canadischen Hilfswerks für Deutschland (Canadian German and European Relief Fund) bei seiner Exzellenz P. J. Monahan, Erzbischof von Regina, vor, und ersuche ihn um Bestätigung und Unterstützung des Hilfswerks für Deutschland. Nachdem der Erzbischof sich über alle Einzelheiten genau erkundigt hatte, versprach er die Bestätigung und Unterstützung des Werkes.

Als Ergebnis der Unterredung schrieb der Hochw. Herr Erzbischof an den Sekretär des Hilfswerkes folgenden Brief:

„Herrn F. J. Kratzer,
Sekretär, Canadian German and
European Relief Fund,
Box 27,
Regina, Sask.

„Geehrter Herr:

In Bestätigung unserer vor einigen Tagen stattgefundenen Besprechung wünsche ich Ihnen und den Mitgliedern Ihres Ausschusses die Versicherung zu geben, daß Sie mein vollstes Vertrauen genießen, und es freut mich zu wissen, daß es eine von der Dominion-Regierung anerkannte Organisation gibt, der es möglich sein wird, für Hilfe gespendete Gelder an wohlbekannte Organisationen in der britischen Zone in Deutschland direkt zu überweisen.

„Ich wünsche Ihnen weiteren Erfolg und verbleibe,

Ergebenst in Christo, Ihr,
(gez.) P. J. Monahan,
Erzbischof von Regina."

Dieser Brief des Herrn Erzbischofs, der das unbeschreibliche Elend und die unermeßliche Not in Deutschland kennt und für diese armen Menschen tiefes Mitleid empfindet, soll als ein Ansporn dienen zu großzügigem Geben für das Hilfswerk, damit den Aermsten rascheste Hilfe geleistet werden kann. Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Erzbischof kürzlich einen Hirtenbrief verfaßt und diesen in allen katholischen Kirchen in seiner Erzdiözese verlesen lassen, in welchem er die große Not in Deutschland schilderte und die Gläubigen aufforderte, Gelder für einen Fond zu spenden, der zur Hilfeleistung nach Deutschland überwiesen werden soll. Auch in den Kirchen anderer Bistümer in Saskatchewan wurde gesammelt und eine größere Summe ist bereits hinübergeschickt worden.

Trotz der von anderen ähnlichen Hilfsorganisationen bereits gestellten Hilfe, nehmen die Hungersnot und das unbeschreibliche Elend in Deutschland aber ständig in solch bedrohlicher Weise zu, daß nur rascheste weitere Hilfe ein Massensterben unter Kindern, Frauen und älteren Leuten verhindern kann. Jeder Dollar hilft mit Menschen vor dem entsetzlichen und so grausamen Hungertod zu erretten.

Helfen Sie, Menschen im Lande Ihrer Voreltern zu retten. Mit Geldspenden kann man Lebensmittel kaufen und an die Hungernden drüben verteilen. Helfen Sie mit an diesem großen Werk der Nächstenliebe und Barmherzigkeit und senden Sie noch heute Ihre Geldspende an den Sekretär, Canadian German and European Relief Fund, P.O. Box 207, Regina, Sask., an Pater H. Krawitz O.M.J., „Marienbote", 924 Victoria Ave., Regina, oder an den „Courier", 1835 Halifaxstraße, Regina, Sask.

Neues Einwanderungsgesetz

Am 29. Mai gab die canadische Regierung bekannt, daß Einwanderung von Europa nach Canada wieder gestattet sei. Folgenden Personen wird Einreiseerlaubnis gegeben werden:

Frau und unverheirateten Kindern unter 18 Jahren aller Canadier, die gesetzmäßig hier im Lande leben und auch die Mittel haben, ihre Familie zu unterhalten. Landwirten, die genügend Geld besitzen, sich auf unseren Farmländereien anzusiedeln. Bräuten aller heiratsfähigen Canadier. Personen, die in der canadischen Armee gedient haben und mit gutem Zeugnis entlassen worden sind.

Weiter wurde gestattet, daß jeder Canadier folgende Personen nach Canada kommen lassen darf — vorausgesetzt, daß er für sie sorgen wird —: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, unverheiratete Brüder und Schwestern, verwaiste Neffen und Nichten unter 16 Jahren.

Der Marienbote wird in seiner nächsten Nummer ausführlicher darüber berichten. In der Zwischenzeit wende man seine Anfragen an: Pater A. Schaller O.M.J., Wilkie, Sask., Sekretär des Volksvereins, oder an Herrn Anton Kaufmann, Leipzig, Sask., Präsident des kath. Volksvereins.

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Und Lena Schlaghölter dachte verwundert: „Wie doch die Freude einen Menschen verändern kann! Er hat gar nichts Unheimliches, Böses mehr im Gesicht. Es war also nur ein trauriger, unglücklicher Mensch — nicht lauernd und tückisch. Wie konnte ich mich nur vor seinen finstern Augen fürchten? Jetzt leuchten sie. Sind braun wie sein krauses Haar . . . Ich bin froh, daß wir einen Knecht für die Arbeit haben — dann ist Vater auch nicht mehr so stur und verärgert . . . Und der arme Lorenz braucht nicht mehr zu wandern . . . Er hat ein gutes Herz — hat mir den Klee getragen."

Ein zartes Rot lag auf ihren Wangen. Im grünen Klee hatte sie ein Vierblatt gefunden. Glücksklee?

18.

Der neue Knecht auf dem Schlaghöltershof arbeitete fleißig. Nach der ersten Zeit, die ihm freilich arg sauer gefallen war, hatte er sich an die schwere Arbeit gewöhnt. Der Aufenthalt in der frischen Luft, die Bewegung und gute Kost kräftigten seinen Körper. Und so war er allmählich dem Tagewerk gewachsen, das er mit Geschick angriff.

Die harte Feldarbeit bei Hannes Lohmann kam Lorenz Graf nun zustatten; mehr noch die landwirtschaftliche Schulung in der Besserungsanstalt, die alle Zöglinge sich von selbst aneigneten, weil die Ländereien der Anstalt ausnahmslos von ihnen bearbeitet wurden; auch von denen, die ein Handwerk erlernten.

Nun tauchten die schon fast vergessenen Kenntnisse wieder auf. Zudem war der alte Wiesenkötter, der in dem kleinen Häuschen hinter der Baumwiese von Schlaghölters Anwesen wohnte und ein Menschenalter als Knecht auf dem Hof gedient hatte, ein guter Lehrmeister. Das verschrumpfte Männchen, das mit Leib und Seele am Hofe hing, humpelte auf seinem Stock neben dem Lorenz über die Felder, zeigte ihm die gut stehenden Saaten mit einem Stolz, als seien es seine eigenen; wußte, was auf jeden später abgeernteten Acker kommen sollte, und wie der Bauer es haben wollte.

Es war ein Glück, daß Wiesenkötter den neuen Knecht gut leiden mochte. Lorenz saß manche Abendstunde bei dem Alten und spielte ihm auf der Flöte etwas vor. Dann war der Greis glücklich wie ein kleiner Junge, dem man die erste Weidenpfeife schnitzt.

„Weißte, Lenz," plauderte er dann wohl, „Musik, da halt ich viel von; da bin ich immer ein großer Freund von gewesen. Mit Musik, da hab ich Anno dazumal auch meine Alte gekriegt — Gott hab' se selig. Ich glaub, sie hätt' sonst den Verheyens Franz genommen. Da hatt' sie et eigentlich gut auf stehn. Denn dem seine Kathstelle war zwei Morgen größer als die meine."

„Ja, Wiesenkötter, spielt Ihr denn auch Flöte?" fragte Lorenz erstaunt.

„Nä, nä, dat nich; 'n Flöterich bin ich nicht. Aber de Ziehharmonika, die hab ich fein gespielt damals. Junge, Junge, wat tut man nich aus Liebe! Mit die steifen Finger noch Musik lernen! Aber dat Marieke hatt' immer große Rosinen im Kopp. Sie hatte ein Jahr bei einer Herrschaft in der Stadt gedient, wo die Fräuleins Musik machen taten. Nu, un da hat se da Spaß an gehabt un hat gesagt, sie nähm nur einen, der auch so wat könnt'. Sie war eine saubere Deern und ist auf'm Schlaghölterhof Magd gewesen, wo ich Knecht war. Ja, blitzsauber — wenn auch nicht so hübsch wie die Lena is! Der Verheyens Franz is ihr arg nachgestiegen, hat mit Lebkuchenherzen und bunte Seidenbänder großgetan. Fuchsteufelswild bin ich oft geworden; besonders wenn sie mit ihrer Lerchenstimm' so hell gesungen hat: ‚Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber net . . .' Und dann so vom ‚herztausigen Schatz', der so falsch is und nach andere guckt." — — „Und ein bissel Lieb' und ein bissel Treu' und ein bissel Falschheit is immer dabei . . ." summte der redselige Alte mit seiner brüchigen Stimme.

„Und wie war's denn weiter, Grootvader?" wollte Lorenz neugierig wissen.

„Ja, wat blieb mir übrig, Lenz? Ich hab mir also heimlich vom Schultenbauern seinem Knecht die Ziehharmonika lehren lassen. Verflixt schwer war dat! Und 'ne kurze Pfeife mit Nickeldeckel und grünseidenen Troddeln mußt' ich ihm dafür geben! Ja. Na, endlich hatt' ich et heraus. Und da hab' ich denn dat erste „Stelldirein" mit Marieke gehabt — so tun se dat in de Stadt heißen, glaub ich — weißte, da hinten am Mühlendick, wo die Bachweiden so dicht stehen, da is ein fein Plätzchen . . . kannst es dir merken, Lenz, wenn du auch mal so ein Stelldirein mit 'nem Schatz hast! Und da hab' ich ihr vorgespielt: „Großer Gott, wir loben dich," und

dann ein fein Lied —. Hör zu, ich kann et noch:

> **Verlassen, verlassen, verlassen bin i,**
> **Kein Stein auf der Straße, kein Madel mag mi.**
> Drum geh i zum Kirchlein, zum Kirchlein hinauf,
> Dort knie i mi nieder und wein' mi halt aus . . .

Fein, was? Ja, ich sing' noch ganz gut; bloß der Atem langt nicht mehr."

„Nun, und was machte denn Marieke " fragte Lorenz lächelnd, mit lebhafter Teilnahme.

„Ha, die war ganz weg! Is mir um den Hals gefallen un hat gesagt, so wat Rührendes hätt' se noch nich gehört, hat se gesagt — un sie hätt' da so Freud an, man könnt' so wunderschön dabei weinen, hat se gesagt! Und der Verheyens Franz könnt' dat feuerrote Halstüchlein, dat er ihr versprochen hätt', nur behalten. Sie hätt' bloß mich allein immer lieb gehabt . . . Ja. Und hat mir einen Kuß gegeben. Un ich ihr auch — nä, nich bloß einen! Und Sonntags drauf, da sind wir zum Pastor gegangen! . . . Kuck, Lenz, darum mag ich die Musik so gern leiden."

Die beiden schwiegen und schauten in den blauseligen Abend.

Silbern leuchteten die Birkenstämme vom nahen Wäldchen durch das perlengraue Geschleier, das über den Wiesen wogte.

Eine Kuh muhte behaglich von der Wiese her. Die Frösche quackten, verschlafen zirpte ein Vöglein im Nest. Lautlos huschten Fledermäuse umher. Und Rosen dufteten stark und süß.

Lorenz schlenderte durch den träumenden Abend heim zum Hof.

„Eine saubere Deern war das Marieke, wenn auch nicht so hübsch wie die Lena!" hatte der Alte gesagt.

Lena Schlaghölter . . .

Er seufzte und ließ die Stirn sinken.

Sie war gut zu ihm, gut wie keiner. Ihre grauen Augen blickten rein und klar. Ihre Wangen waren zartrot wie wilde Rosen. Blondes Haar hatte sie, von der Farbe reifer Weizenähren.

Lena! Lena! . . .

Da warf er plötzlich den Kopf in den Nacken und lachte hart auf.

„Narr!" höhnte er sich selbst. „Wenn sie wüßte! Für einen Entwurzelten blühen keine Rosen."

*

In geruhigem Gleichmaß gingen die Tage ihren Gang, nachdem die arbeitgefüllte heiße, schöne Erntezeit vorüber war. Sie wurden zu Wochen, zu Monden und rannen so still und selbstverständlich dahin, als könne nie eine Aenderung ihren stillen Gleichklang zerreißen.

Lorenz Graf fing an, die feindliche Welt da draußen zu vergessen.

War das alles wirklich gewesen, was ihn so zerbrochen hatte

War's nicht ein wüster Traum gewesen, was er erlebt und erlitten hatte?

Oder war etwa dieser stillgenügsame Friede ein Traum, aus dem er plötzlich erwachen würde, um sich frierend und hungernd und verfolgt auf der Landstraße zu finden?

Er strich zuweilen über seine Stirn und kniff sich in den Arm, um aufzuwachen.

Träumte er bloß, er sei ein entlassener Zuchthäusler, ein Brandstifter, ein Dieb — einer, dem die braven, ehrsamen Leute ängstlich auswichen?

Gab es wirklich irgendwo in der Welt ein klaffendes, mit Disteln und giftigem Unkraut überwuchertes armes Muttergrab?

Es war ihm oft wie in einem Märchen. Und er meinte, behutsam auftreten zu müssen, um nicht vorzeitig den Zauber zu verscheuchen. Denn es war ja so schön, zu träumen — so schön . . .

Wenn er abends nach der Arbeit auf der Bank vor dem Hause saß und die Flöte spielte — und Lena eifrig strickend neben ihm saß, dann war er glücklich.

Dann hätte er die Zeit festhalten mögen, daß sie nicht so schnell enteilte.

Denn manchmal beschlich ihn plötzlich Angst wie vor einem drohenden Unheil, das immer über seinem Haupte hing.

O, immer hier bleiben dürfen! . . .

Der Bauer war zufrieden mit ihm. So einen Knecht hatte er noch nicht gehabt. Einer, der immer zu Hause blieb, kein Wirtshaus besuchte, wenig Lohn verlangte, und sich in der Arbeit nicht genug tun konnte!

Und wie er sich sonst noch überall nützlich machte! Da war keine loshängende Latte: der Lorenz schlug sie an; keine Lücke im Zaun: der Lorenz besserte sie aus. Er handhabte in seinen Freistunden Hobel und Säge zugunsten seines Herrn, wo nur irgendwie etwas schadhaft war, sei es an Fenstern und Fußböden, seien es zweckmäßigere Raufen für die Kühe oder irgend was an den Ackergerätschaften.

Dem Bauern zimmerte er einen breiten Schemel, den man beliebig verkürzen oder verlängern und auch schräg stellen konnte, damit das kranke Bein eine bessere Lage hätte.

Die schwächliche, ewig hüstelnde Bäuerin bekam einen bequemen Armstuhl für ihr Nachmittagsnickerchen, und auch eine Fußbank. Für Lena machte er in der Küche Tassen- und Tellerbretter und ein breiteres Gestell für die Milchdeppen. Um die mächtige Linde im Hof zog sich bald eine Rundbank, die Laube am Gartenende erhielt ebenfalls Tisch und Bank.

Geschirr und Riemenzeug der Pferde war in Ordnung, die Egge bekam die fehlenden Zähne, der Pflug einen neuen Sterz.

Der Bauer schmunzelte. Da hatte er mal einen guten Fang getan! Was verschlug es da, daß der Knecht schweigsam war und man nichts von ihm wußte! Und — daß er ihn bisher nicht angemeldet hatte . . .

Ach was — es würde so bald keiner danach fragen. Das Dorf war weit; wer kümmerte sich darum, was sie auf dem entlegenen Schlaghöltershof für ein Knechtlein hatten! Und ins Dorf hinein kam der Lorenz nicht. Er

ging sogar in einem andern Dorf zur Kirche — wenn er überhaupt hineinging! Man wußte das ja nicht. In den ersten Wochen wenigstens war er des Sonntags nicht vom Hof gegangen. Erst als Lena ihn einmal erstaunt danach fragte, mit leisem Mahnen, wurde er verlegen und ging von da ab an den Sonntagmorgen fort.

Hm, die Lena! . . . Das wollte dem Bauern freilich weniger gefallen, daß das Mädel so oft auf der Bank neben der Haustür bei dem Knecht saß und seinem unnützen Gedudel auf dem Flötending lauschte.

„Narrheiten! Dummes Zeug!" brummte der Bauer mißvergnügt.

Na, sie war ja sonst eine kluge Deern, die wußte, daß sie die Erbin des Hofes war. Die würde sich nicht fortwerfen!

Und so ein Hergelaufener — nein, nein, da war keine Gefahr!

Aber aufpassen wollte er doch. Gut, daß der verflixte Fuß endlich anfing zu heilen; er konnte schon ein bißchen damit auftreten.

So beruhigte sich der Bauer und paffte dicke Wolken von sich.

Dann nahm er wieder sein landwirtschaftliches Wochenblatt zur Hand, um nach den Korn- und Viehpreisen zu sehen. —

Draußen trat die Bäuerin zu den beiden heraus.

„Lena, ich geh' schon zu Bett; es sitzt mir vanabend so auf der Brust. Guck nachher noch mal nach, wat die Rotbunte macht; hat vandag nicht recht fressen wollen."

„Ist recht, Mutter. Leg dich nur und schlaf dich gut aus. Willst auch noch was? Vielleicht eine Tasse heißen Tee? Oder Milch?"

„Och nee. Oder — ja, kannst mir etwa in eine Stund' heißen Fliedertee bringen. Is gut zum Schwitzen. Nu gut' Nacht. — Fein spielen kannste, Lorenz," fügte sie freundlich hinzu. „Hört sich so sachte an; da kann man so schön den Rosenkranz bei beten, dat stört gar nicht."

Sie nickte dem Knecht, den sie gut leiden mochte und dem sie manchen guten Bissen zusteckte, freundlich zu. Ein kleines Weilchen horchte sie noch auf die sanften Flötenklänge, dann ging sie mit schlurfendem Schritt ins Haus. Gleich darauf hörte man die Tür zur Aufkammer gehen.

Die beiden blieben allein zurück.

Lorenz legte die Flöte aus der Hand. „Kannst ja nicht mehr sehen zum Stricken, Lena," meinte er und lauschte dem feinen Nadelgeklapper.

Des Mädchens Gesicht tauchte weiß aus dem Dämmer. „O, zum Stricken braucht man nicht zu sehen, das geht wie von selbst. Ich tu sogar oft dabei lesen, wenn ich ein schön Buch vom Herrn Lehrer hab."

Aber sie ließ jetzt doch die fleißigen Hände sinken und schaute träumend zum Westen, wo noch ein letzter Purpurstreifen von dem roten Teppich zu sehen war, über den die Sonnenkönigin in das weitgeöffnete Abendtor geschritten war.

Nun wurde der rote Streifen langsam von grausilbernem Violett durchtränkt, dann deckte der blaue Abendmantel alles zu.

„So müßt' es immer bleiben," murmelte der Knecht vor sich hin.

„Was meinst du, Lorenz? Hier auf der Bank sitzen bleiben?" versuchte Lena zu scherzen; aber ihr Herz schlug beklommen.

„Nein — ich meine, so still und friedsam. Und ... daß ich nicht wieder fortmüßt'; 's ist hart auf der Landstraße."

„Ja, willst denn wieder fort?" schrak sie zusammen.

„Ich will nicht. Nein! Nein! Wenn's bloß nicht so kommt! So ein Niemandskind wie ich hat ja kein Glück auf der Welt; ist nirgends daheim."

Er konnte durch die Dunkelheit nicht sehen, wie ihr liebes Gesicht blaß wurde.

Ihre Worte klangen etwas mühsam. „Fühlst du dich denn bei uns nicht daheim, Lorenz?"

„Oh, Lena!... Mir ist noch nie im Leben so wohl gewesen wie hier..."

Lenas Strickknäuel rollte von ihrem Schoß. Sie griff danach. Gleichzeitig bückte sich Lorenz und nahm es auf.

Beider Hände berührten sich. Des Mädchens Finger bebten ein wenig ...

„Geht ins Haus, ihr Beiden; 's ist Schlafenszeit!" rief da die Stimme des Bauern vom offenen Fenster her. „Lena, die Mutter hustet!"

„Ja, ja; gleich, Vater! . . . Gute Nacht, Lorenz."

„Gute Nacht, Lena."

Er saß noch ein paar Minuten, als müsse er dem Klang ihrer Stimme nachlauschen. Ein zitternder Seufzer hob seine Brust.

Unfern von ihm in der Lindenkrone zwitscherten im Schlaf ein paar Vöglein. Sie träumten wohl von der Südlandsreise.

Zwei grünlich schillernde Katzenaugen funkelten durch das Düster. Blitzschnell glitt etwas Geschmeidiges am Stamm der Linde empor — — und gleich darauf schrillte der erstickte Todesschrei eines Vögelchens.

Einige Federn stoben. Erschreckt flatterte das Weibchen auf. Vom Dach her klang sein Klagelaut um den toten Gefährten.

Lorenz warf zornig einen Stein nach der Katze, ohne sie zu treffen.

Finster blickten plötzlich seine Augen, die Zähne knirschten aufeinander.

Ein schuldloses Leben, ein kleines Glück war erwürgt — — —

19.

Ueber die Stoppelfelder ging der Pflug. Knirschend brach die blanke Pflugschar die Ackerschollen um. Schwarz und feucht lag die fette Erde, im Sonnenschein der letzten warmen Oktobertage glänzend. Ein feiner bläulicher Rauch spielte darüber.

Schwarze Saatkrähen stelzten hinter dem Pflug durch die Furchen und lasen emsig allerlei Puppen, Engerlinge und Gewürm auf. Sie fanden hier noch reich gedeckten Tisch.

Die meisten Vögel hatten die große Segelfahrt zur blauen Adria oder zum Pyramidenland angetreten, wo der Himmel in ewig durchsonnter Bläue lächelte. Kalt wurde es im Norden. Grau und öde — hungeröde. Da konnten die Menschen verstehen, wenn man Sonne und Wärme suchte.

Der Knecht, der da hinter dem Pfluge ging, verstand das wohl auch. Er sang ja das traurige Heimwehlied von Wandern und Sehnsucht:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn
Und die Rosen nicht mehr glühn,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang —
Fragt das Herz in bangem Schmerz,
Fragt das Herz in bangem Schmerz:
Ob ich dich auch wiederseh?
Scheiden, ja scheiden,
Scheiden tut weh!

Oben am Himmel flog ein letzter Zug Schwalben. Sie hatten lange auf dem Scheunendach des Schlaghölterhofes Versammlungen gehalten und beraten und geprobt; sie kannten den pflügenden Knecht. Und zwitscherten laut, als sie im Blauen über ihm dahin segelten: „Zirp, zirp, zirp, zieh deine Straße, — Zirp, viel kalte Winde wehn, — Zirp, zirp, zirp, verblaßte das Röslein, — Zirp, zirp, zirp, kein Wiedersehn!"

Es war schon gut, daß der Pflügende nichts von ihrer Sprache verstand, sonst hätte es ihm wohl den seidenblauen Oktobertag, der in verklärter Scheideschönheit lächelte, verdorben. So aber achtete er nicht auf den Abschiedsgruß der Schwalben.

„Zirp, zirp, zirp, ein Blatt im Winde, — Zirp, zirp, zirp, du armer Knecht!"

Lena Schlaghölter brachte ihm das Vesperbrot. Sie aßen am Wegrain zusammen.

„Vater geht's jeden Tag besser mit seinem Fuß," plauderte das Mädchen. „Er humpelt schon ganz brav im Haus herum. Wird nicht lang dauern, dann kann er wieder arbeiten."

„Dann kann ich wieder gehen."

„Lorenz . . . Wir haben doch immer einen Knecht gehabt! Für Vater allein ist es doch zu viel!... Ja und d u hast alles allein getan," erinnerte sie sich und streckte ihm mit warmem Aufleuchten die Hand hin.

Er hielt sie scheu in der seinen und ließ sie gleich los. Seine Augen blickten zu Boden; und dann über den fertig gepflügten Acker., dessen Schollen würzigen Erdgeruch ausatmeten.

„Willst du das Pferd mit nach Hause nehmen, Lena? Der Pflug kann am Wegrand stehen bleiben bis morgen; da muß ich nebenan die Stoppeln umstürzen. Ich könnt' dann gleich hierbleiben und säen. Bis Abend krieg ich's wohl fertig."

Sie nickte. „Wie fleißig du bist!"

Er löste die lange Pferdeleine aus dem Geschirr des Braunen, der schnuppernd seinen Kopf an des Mädchens Schulter rieb und auf sein gewohntes Stückchen Zucker wartete.

Dann band Lorenz sich das Säetuch quer über Schulter und Brust, und Lena schüttete aus einem nebenstehenden Sack den goldenen Körnersegen in die sackartige Ausbuchtung.

„Ob ich davon noch die Ernte mähen darf?" fragte der Mann wie für sich.

„Sprich doch nicht so, Lorenz," bat sie mit einem peinlichen Zug im Gesicht. „Bist denn nicht gern mehr bei uns?"

Er sah sie an mit rätselhaftem Blick. „Würd's dir leid tun, Lena, wenn ich fort müßt'?"

Ihre Augen standen plötzlich voll Wasser. „Ja, sehr leid," sagte sie leise.

„Lena! Lena!" Ungestüm griff er nach ihren Händen.

„Still, Lorenz; es kommen Leute. Von da drüben sieht man uns."

Da besann er sich... nickte ihr zu und begann mit weiten Schritten durch die Furchen zu schreiten und die Saat auszustreuen.

Lena blieb am Feldrand stehen und sah ihm eine Weile zu, ehe sie mit dem Pferde heimging.

Mit dem Säen hatte er noch nicht den richtigen, gleichmäßigen Schwung des Armes, obgleich der alte Wiesenkötter es ihm eifrig vorgemacht hatte. Da mußten bei jedem zweiten Schritt breitwürfig die Körner über den Acker rieseln; ein Wurf neben dem andern, nicht zu spärlich; völlig gleichmäßig, damit später die Saat nicht streifig stand. Es war ein Kunststück, gar nicht so einfach! Eine Säemaschine trug der kleine Hof nicht, es mußte alles mit der Hand gesät werden.

Lorenz hatte jetzt sein ganzes Denken bei der Arbeit, und es ging immer besser.

Endlich war er fertig. Er schüttelte die letzten Körner aus dem Tuch. Dann scheuchte er einen Schwarm naschhafter Krähen, die laut schimpfend ins Wäldchen niederfielen, wo ihre Schlafnester waren. Morgen wollte Lorenz doch gleich die Saat untereggen, ehe das Raubzeug gar zu viel Schaden verursachte. —

Die Schwalben waren längst weitergezogen. Aber in der Luft schien noch ihr trauriges Lied zu hängen und nachzuklingen:

„Zirp, zirp, zirp, die Felder wieder
Werd' ich sehn im Aehrenkleid;
Zirp, zirp, zirp, die Sensen rauschen,
Zirp, zirp, zirp, doch du bist weit."

Mit müden Schritten ging Lorenz Graf heim. Doch in seinem Herzen sang ein Silberglöcklein. Ein einziges Licht war ihm angezündet, aber das leuchtete stark. Würde es ein Heimatlichtlein werden? Nicht verlöschen in feindlicher Kälte?

Eine Spätrose wollte ihm im Herbst erblühen. Würde kein Reif sie treffen?

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Between You and Me . . .

* We have been told that many of you have excellent pictures of prairie scenes, farm life, rivers, trees, etc., etc., which we could use for the magazine. We would appreciate receiving any pictures which you can spare and will return them as soon as plates have been made from them. We have obtained a few pictures recently but these arrived too late for this issue.

* We have a further request to make. Wo would like to hear from some of our readers who would like to act as Marienbote agents. Some districts are already well represented but there are many other places which as yet have had no agent appointed for them. Those who would be interested in helping us in this way, should write to us.

* No doubt you would like to have a glimpse at the contents. Today we are going to give you some idea of the problems which face the pastors year in and year out. In his article, "The Pastor and the Family," Rev. Edgar Schmiedeler, O.S.B., summarizes the results of a survey which he made with the assistance of numerous pastors.

* "Pat Cassidy's Mother," a story by John Patrick Gillese, is a story of mother-love in all its poignancy. Here is a human-interest narration of a situation which occurs only too frequently in this world — but not always with such a happy ending.

* The Doctor has been on a vacation. He will be back with us in the next issue and will again probe and dissect us as in the past. Can we take it?

* Speaking of vacations, I hope that all our readers have been able to get away for a holiday — and have taken the Marienbote along for cheerful company. Needless to say, we wish all of you "happy holidays" and we have the hope that these will bring you that spiritual and physical health and peace that they are meant to give.

* Au revoir.

Vol. XIV. July, 19946 No. 10

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

Seasonal Thoughts

We are to blame....

Well, we **are** to blame. We, as individual Christians and as Christian nations, must hold ourselves responsible for the chaotic state in which the present world now finds itself. We Christians have only ourselves to thank for the inroads that modern atheism has slashed into our Christian world and its moral order. Perhaps it is true that most of us were caught sleeping, that we failed to even recognize the smoke screen which clouded their activities. For, under the cover of pseudo-science and progress, many social reforms and legislations have been cleverly sprung on us with the hidden intent of undermining the moral order and then finally to do away with all religion. While a world-revolution is admittedly needed, atheists want a revolution which will convert the world to pure materialism or paganism. We, on the contrary, should strive for a form of revolution to renew our political, economic and social order in the spirit of Christ.

We are to blame. Most of us have failed to see the social side of Christ's teachings or have neglected to apply them. The fact that of Christ's Two Great Commandments one of them covers our social obligations and that seven of the Ten Commandments do likewise, should prove to us the importance we should attach to Christianity's social laws. Christ laid upon us definite social obligations. One of these is that we establish and maintain a good social order in which man can achieve his eternal destiny under the best possible circumstances. It may be that many have thought that the Christian social order could be prayed into existence. The true Christian both works and prays: and prays while he works. Yet, as someone else has said, a Christian must pray as though everything depended upon God and must work as if everything depended upon himself. What have we done to establish the Christian social order and to keep it in existence?

The Christian social order, of course, begins with Christ but it depends upon us individually not only for membership but also for propagation. It is true that we must look upon the Bishops and priests as guides and leaders, but it is also true that the actual work must be done by laymen. It is the average layman and not the clergy who has most to do with those who have forgotten about the existence of God. He is the one who comes into daily contact with him at work, at play, in business, in social life, on the street, at the beaches. Who can estimate the amount of influence a true Chritian can exert upon his non-Christian friends and associates? Is it impossible for zealous Christians to change the lives of millions of indifferent and negligent persons? Is it not possible for them to restore the Christian social order according to the mind of Christ? Twelve men began the task of preaching and teaching the sublime doctrines of Christ to hostile pagans. Most of them died the death of martyrs, but they passed the torch on to others. Millions of lives have been influenced by a mere handful of Apostles!

We are to blame — but what should be our answer? To beat back paganism, to regain what has been lost, we must make Christianity active once more within ourselves individually. We should then go amongst our friends and associates and bring them our knowledge of Christ, our fervor and devotion to His precepts; we should share with them our desire that God's moral law may rule the minds and hearts of men and that the conduct of nations may be guided by a moral law which proclaims the inherent dignity of man and the adherence of all men to Christ, the source of all law. With this as our program and with the example of the early apostles and missionaries to give us added zeal, who will say that we shall not obtain that spiritual, economic and social order which alone can give us the peace and happiness for which we are striving!

The Pastor and the Family

Parish priests tell how they try to help the family in this summary of their answers to a questionnaire

By REV. EDGAR SCHMIEDELER, O.S.B.
Director, Family Life Bureau, NCWC

WE had occasion recently to sound out the views of about 35 pastors regarding Catholic family life in our day, about things that were being done in their parishes to help family life, and about things they felt might well be added to the list already being done. Perhaps the most striking result of this inquiry was the fact, clearly and unmistakably brought out, that all of the priests contacted had a most keen interest in the family life of their parishioners and that they were exceedingly interested in anything and everything that might make for its further enrichment and betterment.

The lay Catholic, the writer is certain, will not be surprised at this. It is unquestionably quite in harmony with his experiences in his own parochial life. Nonetheless he will undoubtedly be interested in hearing about some of the details that were discussed, and about some of the activities approved and recommended. The intent of this article is precisely to bring some of these to his attention. It is felt that to do so may prove of genuine value to him.

The first question discussed related to the encouragement of religious practices in the family circle and the keeping of religious articles in the home. That very considerable attention was given these matters was obvious from what the pastors had to say. The following are some of their statements:

"In this parish we never fail to give special instructions regarding these matters to those about to marry."

"A variety of religious practices are encouraged for the home. Special emphasis is placed upon the recitation of the rosary. At Christmas time the erection of small cribs in the home is encouraged. Miniature shrines or altars are a 'must'."

"Here encouragement is particularly given devotions appropriate to the different seasons of the year—Lent, Advent, Christmastide, Eastertide, the month of May (Marian devotions), the month of June (Sacred Heart devotions), the month of October (the rosary), the month of November (remembrance of the Poor Souls)."

"We encourage a number of religious practices for the home through the pulpit and our "Sunday Bulletin." In these matters people need to be reminded perhaps more than taught. We encourage the giving of sick call sets on such occasions as Christmas and wedding days. Religious articles of all kinds are available at the rectory at cost. We have issued a special booklet of suggested home prayers."

"These practices have long been well established here. One might well say that they are traditional. I feel certain the rosary is recited in common each evening in 80 per cent of the homes of the parish. The parishioners would undoubtedly feel a great void in their family life if these practices went by the board."

A religious practice that is growing with particular rapidity today is enthronement of the Sacred Heart in the home. A special question regarding it was put to the pastors. Twenty of the thirty-five to whom the subject was broached answered that they fostered the enthronement, or at least in some special way encouraged devotion to the Sacred Heart in the home. Several others said they favored the practice, two of them adding that they were planning to recommend it to all the families of their parishes. Here are some of the comments made by the pastors:

"Yes, the enthronement is common here. We have provided special booklets for use in conjunction with it. Our last parish calendar carried a picture of the Sacred Heart."

"Several times a year, especially during the novena of the Sacred Heart, we encourage the people to consecrate their families to the Sacred Heart and to place a picture of the Sacred Heart in the home in case they have not yet done so."

A third question put to the pastors dealt with old family customs still existing among parishioners—particularly religious customs peculiar to different nationalities. As might be expected, these old customs have largely disappeared except in the case of parishes that are still quite distinctly of the immigrant

type. That is shown by the answers of the pastors, some samples of which follow:

"The melting pot has been at work. This parish is made up of families who trace their origin to a variety of nationalities—Irish, German and Italian predominating. They are so intermarried—most of them now in the third, fourth and fifth generation—that ancestral customs of all kinds have all but disappeared."

"The customs went with the language."

"Generally, in this parish—and, I feel, unhappily so—the old religious customs common in earlier days have fallen into disuse. With them has gone a certain bloom that will not easily be replaced in our family life."

"The families here place blessed palm in the fields, have their homes blessed and have food blessed at Eastertide. On a parish basis we have an outdoor Corpus Christi day procession, a Rogation procession and a Rogation day pilgrimage."

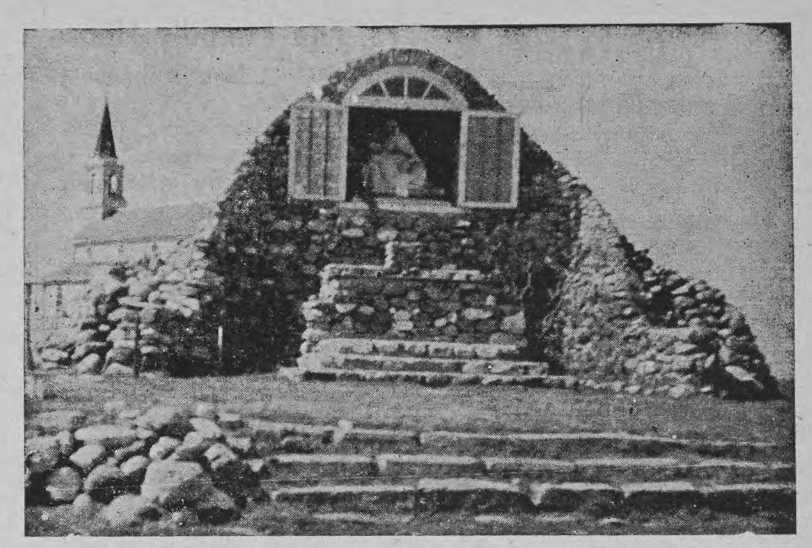
"The Italian families in this parish have retained their custom of having the priest bless their table once a year."

"The custom of making the Sign of the Cross in passing the church is universal here,"

"The old customs had been lost here. I have re-introduced the blessing of homes, the blessing of food at Easter, and the blessing of chalk on Epiphany. I also encourage the parishioners to take home Easter water. More will follow gradually."

ALSO of a religious nature was the following question put to the pastors: "Can you suggest ways and means of having parents and children participate together in services in church? All but ten made one or more suggestions in answer to this inquiry. The following are some samples:

"We have weekly Holy Hour with congregational prayers and singing. The whole family can of course participate together."



Church and Grotto, Blumenfeld, Sask., where this year's Pilgrimage will be held on July 7.

"Families should make it a point to be at Mass together at least on special family anniversaries, such as marriage and deaths, and on special feasts such as the Holy Family, St. Anne, St. Joseph and Christmas."

"In rural sections it would seem good for parents to remain with the children when Sunday school is held after Mass. They could thereby learn how to teach the little ones at home; and the instructions would not hurt the parents either."

"Evening devotions—and even Sunday afternoon devotions as still found here and there—provide opportunity for family worship in common."

"The following is observed here: the parents—or, if deceased, the sponsors—lead the child to the altar for First Communion. If it is proper for the parents to present their children to the Church for baptism, why not also for their First Communion?"

"I am strong for congregational singing. Am hoping to have the parents sing the Mass with the children—the simple Gregorian, as it should be."

"Unfortunately, the family pew rent went out in many cases with the advent of the envelopes. I was forced to corral the youth into the pews in front."

"We have four Girl Scout troops, a Cub Pack and a Boy Scout troup. Several times a year we urge the parents to be with these children at a special church service for them, and at least once a year to receive Communion with them."

A query about reading material in the home brought a wealth of interesting and useful replies. The question asked the pastors was whether they warned their flock against the evil literature of the day and urged the provision for good reading matter for the family circle. Some of their answers follow:

"Indeed, we speak repeatedly on this curse of our day, evil literature. We try to counteract it by means of a parish library. I feel it is unfortunate that we do not have more free literature, particularly on marriage and the family, to distribute."

"The danger of bad literature is frequently referred to from the pulpit. We sell several Catholic weeklies at the church door, and have a well-conducted pamphlet rack. I plan now to have a number of our parish societies distribute gratis some popular Catholic publications on marriage and child training."

"Our lending library of 1000 books has done yeoman work for our parishioners. It has cultivated a considerable taste for reading. I now order many Catholic books for our people. They are much pleased with this service. Most people, I am convinced, do not know where to turn for a Catholic book. Nor do they know how to select what they want. Meantime thousands of volumes with flashy covers and filthy contents glare at them from the bookstands."

"I certainly urge the reading of good books. I am not convinced that magazines foster the reading habit; but I am convinced that the careful perusal of one good book will do so."

"Time and again we urge our parishioners to provide good reading matter. Quite often at meetings we devote an entire talk to the subject, even recommending specific books. Several times, too, we have pointed out the dangers of the "comics." Last fall our Junior Guild sponsored a book display held in the vestibule of the church. It was devoted to books about children and for children."

"This is a most important subject. And let us not forget spiritual reading. Our laity seems scarcely to know what this is."

A question that had no particular religious note to it, but which is nonetheless of genuine importance insofar as family life is concerned, was the following: "Do you know of any ways and means that might prove helpful in reviving recreational and social companion interests within the family circle? Among the many useful suggestions listed in answer to this inquiry were the following:

"Encourage music in all its forms—encourage it in school, in parish young people's societies and it will be popular at home too. It has great unifying power in the family."

"House parties versus popular clubs and juke joints is a considerable part of the answer. Bring back the family dinner—the one that included family friends, too."

"Use both the spoken and written word to make the family members conscious again of the value, and even need, of family group recreation."

"I have found the manual used by the 4-H club helpful in getting a variety of games back into homes. A knowledge of worthwhile games is not born in us. One has to learn games."

"It's not easy to compete with the downtown attractions of our day. The trend is to entertain away from home. But the matter of companion activities at home is sufficiently important to provide a genuine challenge to all work effectively against that trend. At all events, the parents will have to take the lead and try in every reasonable way to make the home attractive and inviting to the children and their friends."

"Our young folks have lost the fine art of entertaining themselves. Active types of amusement have largely given way to mere passive recreation—to mere looking on. It will hardly take less than a definite movement on a large scale to change this appreciably."

IN concluding this presentation of viewpoints of pastors regarding the highly important social unit, the family, let me simply add the following words of a zealous priest who has given more than the usual amount of thought and effort to activities in behalf of a more vital family life:

"One of the things I stress in every instruction prior to marriage is the necessity of working for success in marriage and family life. To this end I recommend very strongly that the husband and wife spend a half hour a month before the Blessed Sacrament examining their consciences not only in matters of possible flagrant sin, but also and especially in those things which lead to the disintegration of the family or to the state of mere mutual toleration. To be more specific I recommend that this monthly examination include such points as the following:

"The care of the household—neatness, cleanliness, attractiveness, comfort.

"The kitchen—the nutritional value of food, the variety of menu, promptness of meals, the attractiveness of the table, the unity of the main family meal, the spirit of the main family meal.

"The wife's personal appearance—choice of clothes, neatness in every detail. Her intellectual progress. Her spiritual life. Her attitude towards her in-laws. The training of the children. Her good example. On the part of the husband, the corresponding attitudes and activities. After all, it is the sum total of these things of daily life that make up that truly important thing that we have come to consider the Catholic spirit of the home."

The Friendly House

Clarence Mansfield Lindsay

Mine is a little, hillside house —
As friendly as can be!
When I come home at eventide,
Its windows wink at me!

It hides behind a row of trees,
And peeps so slyly through
The boughs you'd almost think it might
Jump out and holler: "Boo!"

It starts its "Howdy" at the gate,
Which gives a social squeak;
And when you climb the sagging porch,
Its timbers fairly speak!

I'm sure there never was a house
With such a genial door,
Which swings wide for old friends and those
Who've never called before!

Yes, mine's a friendly little house!
No matter where I roam,
When I come up the garden-path
It breathes a "Welcome home"!

Pat Cassidy's Mother



By JOHN PATRICK GILLESE

SCIENCE says," mused Joe, the comp-room czar, "—an' ain't science always right?—that mother love is often the most defeatin' force in a man's life. It blinds her to her son's faults—makes her side with him when the world is rightfully sidin' against him—pampers him so much that he lacks the grit to git ahead in life—"

Kay, little sob sister on our big paper, lifted her head defiantly. "I don't believe it!" she declared indignantly. "Science—huh! Mother love is the most uplifting force in the world... Johnny"—she turned and squeezed my fingers for reassurance—"what do you think?"

Outside the pressroom windows May sunshine slept down the avenue. Things were quiet—even the city traffic was a lazy drone. Around me the black presses were losing focus as wings of memory carried me back through the years.

"I'm thinking," I answered slowly, "of a strange story of mother love—a story that will influence some human lives long after these presses rumble no more. It's of a mother who never could be strict with anybody, much less with her only son, and that boy the world defeated."

"What'd I tell you?" cried Joe, describing a triumphant arc with his pipe. "Science says—"

"Never mind science!" flashed Kay, turning her eyes on my face. "Tell us the story, Johnny."

When I first knew Pat Cassidy, long ago in Paddle Valley, he was the life of his mother's soul. I guess it was because her husband was dead and Pat was all she had to bind her to their little bush farm and the precious tender past. Pat was a thin dreamy boy with a dreamer's eyes. He seldom mixed in our rougher school sports because his mother always taught him not to fight or tear his clothes. Yet you called him "sissy" only once—because when Pat's Irish was aroused he never knew when to stop.

I never saw any woman with a face as gentle and trusting as the Widow Cassidy's. She never seemed to worry, though they had only a pitiful little insurance to live on and to educate Pat. I used to love, of a summer's evening, to walk home with him through the bush, my books swinging by my legs, just to see her smile—and perhaps to devour an extra piece of her famous gingerbread!

It is hard to describe in so many words the bond between Pat and his mother. It was a rare kind of love and understanding.

I remember when the other boys were running trap lines to earn extra money, Pat never bothered. "Mother says I'm not strong enough for that extra long climb from the river," he explained.

And the valley shook its head in prophecy. "She's spoiling him," they said. "Imagine—pampering a boy as big as that..."

So while we trapped beneath the dark spruce on snowy winter evenings, trudging wearily home by pale moonlight, Pat sat at his mother's knee listening to her stories of Ireland. Stories of folklore and history and things she did as a girl around the Shannon.

At school he'd tell us, with something strangely proud in his voice, of Ireland's oppression through the centuries and how her unconquerable spirit carried her through the long dark night. It fascinated him as nothing else could—and this had a peculiar significance in his later life.

When Mrs. Cassidy saw Pat wracking his brains over geometry and grammar, she showed him how—helped him do all his homework by lamplight. "That's what a mother's for, Johnny," she explained gently to me once.

My parents, with the rest of Paddle Valley, condemned it—according to the latest scientific theory of study! "If the kids don't do the work themselves," they pointed out, "how'll they ever meet the tests?"

To which Mrs. Cassidy smiled gently and said they might be right; but if they were, what was the use of even paying a teacher? And—funny

thing—Pat always got through too, even if not at the head of the class.

But the crisis was fast coming in his life.

With Pat's high school finished, the Cassidy's trust fund gave out. Some of our set were taking commercial school; others of us were trying to work our way through college—but Pat was staying at home.

"Mother needs me now," he said flatly. "I'm going to work the farm and really get somewhere—for her. Why, some day we'll be as big as any farmers around here!"

They laughed at Pat. I didn't. The thing in my soul that was to make me a newsman, sensed the tragedy and tears that were to come. Long in advance I suffered for sweet-faced Mrs. Cassidy and the boy who dreamed so unsuspectingly of life.

Our trails took separate forks, and it was years before I saw Pat Cassidy again. By then I was a cynical hardened newsman, used to the throbbing city and its bright luring lights; and Pat was sunk as low in this world as ever an Irishman can be when he once gives up.

This November night was raw and sleeting, but oddly beautiful in a strange way. The lights above the streets seemed to mist and steam; and walking down the avenue, with my hands thrust deep in my trench coat, I kept staring at the glittering neon signs, dreamily fancying that if the wind whipped just a bit higher they'd all blow out!

Suddenly from a darkened doorway a haggard voice stopped me. "Hey, buddy! How about the price of a meal?"

I was at peace with the world that night—and who knew when I might be hungry myself? "Okay, fellow. But you eat it in some two-bit Chinese joint with me." Even before he lurched out I caught the reek of stale liquor; and I didn't want to help him go any further on that.

Yes, it's a small world. When that man staggered under the street lights I recognized him at once—Pat Cassidy! But what a change! Slouching, unshaven, broken in spirit — licked by the world!

Something strange trembled inside me then; made me feel old and tired suddenly. It didn't seem possible anyone from our careless high school class could ever be like that.

Pat didn't recognize me; and not until he was ravenously gulping hot soup did I reveal who I was. Somewhere there was a remnant of broken Irish pride left. He dropped his spoon and bent sideways, groping for his hat.

"I—aw, Johnny—you! Me, I'm not hungry. I'm just drunk—"

"You're both, Pat," I told him dryly. "Sit down and eat."

He obeyed, his tousled head hanging in such pitiful shame that my throat grew thick.

"Pat," I asked gently, "do you mind if I ask questions?"

He shook his head, too ashamed and beaten to look up. I questioned him steadily; and he answered in a dull mumble—as if he could have lain down somewhere and broken his heart.

"Pat, how long have you been like this?"

"Gettin' worse an' worse for years. This time I came to the city to try to make a start here, but I ain't got enough education. I'm done here too . . . I'm through."

"Where's your mother?"

"On the farm." As if I had accused him of leaving her to starve, he raised his bloodshot eyes in miserable anguish. "She's got her hens an' turkeys an' a garden. She said she wouldn't keep me if I wanted to go. She said she'd get along . . ."

Memories crowded back till they hurt.

"But, Pat, she's eating her heart out for you, isn't she? Even for word of you! Often she told me you were all she had to live for in this world."

Pat dropped his head in his arms. Bit by bit I got the story out of him. He couldn't put his finger on any one thing that started him slipping. Life without a father or money to help him seemed too big. He couldn't get ahead. Month by month he went more deeply into debt until he was ashamed to face his creditors. In his despair he started drinking, and that sealed his finish.

"Never once, Johnny," he whispered, in the starkest misery I ever heard in a young man's voice, "did mother ever condemn me. That's what got me more than anything else. I'd stagger home drunk, an' she'd just help me to bed. 'Son,' she'd say, 'I'm glad to see you home again—and don't you ever forget I'm waiting for you here'."

There were tears in Pat's eyes then—and the cafe smoke dimmed mine too. Pat went on to tell me of the girl he loved—Mary Nolan, who'd had a crush on him in our old class at high; but what man in his condition could express his feelings, much less ask her to marry him?

To make a long story short, he had felt it was no use trying any longer on the farm. He couldn't face his neighbors, his sweetheart, his mother. And so he left—to roam streets and beg, not caring any more.

"And just what, Pat," I said when he had finished, "are you going to do now?"

Dully he shook his head. "Go on again, I guess—till some day I don't feel nothin' more, an' die."

"Before you do that," I suggested, "would you do me one favor in return for this meal?"

He laughed bleakly. He do anyone a favor?

Many are Called.....



It is certainly true that many are called to the religious vocation of Lay-Brothers, but is it not also true that many others fail to heed it and still others hesitate to take the step? Have you at times felt drawn to consecrate yourself entirely to the work of the Missions? Perhaps you have always hesitated to make up your mind because of personal or family circumstances. Perhaps you have felt that you lacked the necessary education. Young man, let someone else decide all this for you. Speak to your parish priest or someone capable of advising you. Young Man! The Church needs you, the Missions need you, the Oblate Fathers throughout the world need you! If you cannot make up your mind now about your vocation, at least show your willingness to answer God's call by writing for information and advice from:

The Very Rev. Father Provincial,
2026 Winnipeg, Street,
Regina, Sask.

Then, when he saw I wasn't fooling, he nodded dully. "Okay. If I can, Johnny."

"Well, Pat," I said, reaching into my pocket, "I haven't had time to spend this pay check yet. And for the sake of your mother's gingerbread—and because I feel that somewhere inside you there is something worth while—you're welcome to this 40 bucks. And may the Lord hold back my creditors!

"Pat, take it to your mother and that old bush homestead your father left to you. Try again. And," as he stared at me glassily, "to make sure you go home, I'm going to put you on a train. And," as he tried weakly to stutter, "don't argue! Here's one newsman who's never lost a hunch yet!"

Now I suppose you expect me to tell you that his mother's lamp in the window gave him courage to change his ways. But that isn't half the story.

Again it was years before I heard of Pat Cassidy. An assignment in Europe, feature stories all over America, finally back to pounding pavement down this old avenue again ... kept me on the go. And truthfully, I scarcely ever thought of Pat and that cold November night.

If I did think of him, it was with doubts and with sorrow for the sweet little lady who used to straighten my hair so long ago. Pat had been so hopelessly self-defeated! What force could ever be strong enough to get him started, anywhere? The depression was at its worst now, and humanity was drinking the gall of godless living.

Came a bleak November night when I was just another reporter with an extra month's pay in my pocket and no job. As I walked out into the first snowstorm a hand touched my shoulder.

I turned, and there was a strong well-dressed man in a warm fur coat, smiling at me.

"Johnny!" He pounded my back. "I've been waiting to catch you coming out of there for quite a while!"

I'd have known him then in a million. It was unbelievable, but it was Pat Cassidy!

"First," he said, hugely enjoying my surprise, "I'm taking you to a two-bit Chinese cafe and making you eat a meal!"

And while we were doing that, he shoved $100 across the table at me. "Your loan, Johnny," he said grandly, "with interest. Repaid by the honor of Irish kings!"

"Pat!" I thought I was dreaming. "You inherited money? You won a sweepstake—?"

"Neither," said Pat quietly. "But I did inherit something. Something that's left me well off, Johnny—and will raise my children and their

grandchildren above everything they have to meet!

"You mayn't believe it, Johnny, but if I lost everything I possess now, I could get in and pull out of it! And," he added modestly, "I own three of the best farms in Paddle Valley! I've got a logging lease, the mail route—paying eight dollars a trip, three trips a week—a fur trader's license, a new car, a $10,000 house—"

And he told me the whole incredible story. When Pat went home his faith in himself wasn't a spark. His mother was waiting there—gentle and never recriminating—but he couldn't seem to make a start.

And then, during a moment of hapless despair, his mother asked him to go upstairs and clean the attic. Wearily he started in. Suddenly, in an old trunk covered with dust he found a notebook of his mother's—written when she was a girl in Ireland.

No, it didn't contain a map of hidden treasure. It was simply an account of the Cassidy family tree—apparently taken from parish records and abbey documents. As the electrified Pat turned the pages, he discovered he was descended from Irish kings who had fought with Brian Boru at Clontarf to clear Ireland of the Danes!

The folklore his mother had told him as a boy was all based on fact! According to those records, his ancestors had been hunters, warriors, scholars! They had built their castles near old Kincora; bit by bit had added to their lands—step by step, to their greatness and honor. They had been driven into the hills; some of them were hunted in the days of the priest hunters; but always they had fought back again. Though eventually they were scattered and driven into exile forever, their whole inspiring story was a story of—not defeat, but victory!

"As I read," Pat whispered to me, "I could feel something stirring in me—the blood of all those gallant men! Mother laughed when I told her. 'Since Ireland was full of little kings once, son,' she said, 'sure half of the Irish people today must have royalty in their veins!' But, Johnny, you'll never know what that did to me!

"What was there to stop me from being as great as they? I had kings' blood in my veins—lowly kings, perhaps, but kings! Their problems had all been as great as mine! All I had to do was drive inexorably forward—clinging to each new hold, getting ahead bit by bit—until suddenly I'd have enough to roll under my own power!"

And there was the startling story! Bit by bit, Pat did climb up—inspired by what his ancestors had done. Within his veins, now, was the same unconquerable blood that had made them rise. He took logging permits, traded in furs, gathered cattle, cleared land, took chances, married Mary, made himself a success—simply because he knew it could be done, no matter how badly defeated you were!

Now, he told me, they had a fine healthy family learning their inspiring Irish heritage! His mother of course lived with them in the valley—and I just had to go there, to be his guest as long as I wanted.

You talk about the strange stories that fill a newsman's life! Strange . . . and yet as logical as time itself. Men thought the idea of the automobile was fantastic—until a man made one. Then inspired by example, they surged forward and built a better one!

So with Pat Cassidy . . .

The yarn was finished. I shrugged into my coat, while the drowsy May sunshine slept warmer down the avenue. Joe's pipe had gone out and was cold.

Kay's eyes were shining happy. "I knew you'd know, Johnny!" she breathed.

Joe got to his feet, his face puzzled. "Hey!" He scratched his head slowly. "That ain't provin' nothin'! It was the book in the attic that changed Pat's whole life. His heredity—new confidence. Science has proved what that kind of psychology can do every time. What has mother love—"

"Oh." I paused in the act of relighting my own pipe. "I almost forgot to tell you. You know, Pat's mother thought the world of me. And when I last visited them she was old and snowy-haired but still as sweet and gentle as ever I remembered her. While Pat supervised his holdings, I used to talk to her through many a long evening, remarking on how a knowledge of heredity can uplift a man.

"And then, the evening before I left, she smiled wisely at me and told me a secret I promised never would get back to Pat. Many a heart-weary day, she said, she had thought it out . . . praying for help and guidance, wondering if what she planned was wrong, even if it would do any good . . .

"At last, when Pat was sinking for the last time, she took down an old unfinished notebook of her girlhood, wrote that fiction of Pat's ancestry in it—and left it up in the attic dust for Pat to find . . ."

The last thing Kay and I heard as we went outside was Joe muttering doggedly, "Well, maybe . . . But science says—an' ain't science always right . . . ?"

News of the Church
. . . . from here and there

* According to a report which appeared in the "Universe", a London publication, Marshall Tito of Yugoslavia is waging a terrible persecution against the Church.

"Forty-four priests, nine clerical students and two lay brothers have been killed by Tito's partisans in the Franciscan Province of Hercegowina, in Croatia, state Franciscans who have reached Rome after escaping from Yugoslavia. In this province about 20 friars are in prison and many others have been abducted.

"The refugee friars say that in the Franciscan province of Bosnia 12 religious have been executed and 10 are missing. Eight priests have been killed in the Province of the Most Holy Redeemer in Dalmatia, while in the Croat Province of SS. Cyril and Methodius six priests were killed. Many other are missing.

"In Siroki Brijeg nine priests, five students and one lay brother were captured by Communists, locked in a room saturated with petrol and burned to death. One victim was over 80.

"Five religious were taken to Split, in Dalmatia, and executed by the side of graves they had been forced to dig. Another priest was seized while saying Mass, stripped of his vestments and shot at the brink of a ravine.

"On February 14 last, after the capture of Mostar, Fr. Leo Petrovic, the Franciscan Provincial, with the superior of a monastery and five friars were arrested, killed and their bodies thrown into a river. Another priest was dragged from his church and killed. About 120 parishioners who followed him on his death march were maltreated.

"The partisans," the friars say, "are bent on destroying religion in Yugoslavia, especially among the Catholic minorities. Tito employed his huge army to hunt down priests, destroy religious property, persecute the faithful and destroy Catholicism in all the provinces of Yugoslavia, thus to perpetuate the Communist minority Government which he heads."

* Because the Congress of the Socialist party wished to nationalize all education in France and would thereby disqualify all Catholic grade schools from operating in a legal manner, the French Catholic Heirarchy approved the action of the Catholic parents who protested vigorously. Another circumstance that added fear of "educational dictatorship" was this that the new Constituent Assembly refused to write freedom of education in its catalogue of inalienable rights.

* "La Croix" reports that the number of Priests in France is decreasing at the rate of 400 a year. At present in one diocese alone there are 223 parishes without priests. In 1900 this diocese (Perpignon) had 326 priests. Today it has 165, of whom nearly 100 are over 50 years old. The reasons cited are: separation of Church and State, exodus of the people from country to towns, World Wars I and II.

News of the Oblates
. . . . from everywhere

* On Thursday, August 15th, 1946, Rev. Father Henry Boening, O.M.I., will celebrate the fiftieth anniversary of his ordination to the Priesthood. His parishioners at Leipzig, Sask., are preparing a suitable programme for the day. It is understood that His Excellency, Bishop Philip Pocock of Saskatoon has accepted an invitation to be present at the High Mass on that day.

* Weather conditions permitting, the annual Pilgrimage to the Grotto of Our Lady of Sorrows at Blumenfeld, Sask., will be held on Sunday, July 7th. His Excellency, Bishop Lemieux, O.P., of Gravelbourg, Sask., will celebrate the Pontifical High Mass. Rev. Father B. M. Heintze, O.M.I., the pastor, has also planned a three-day Novena or Triduum for July 4, 5 and 6, during the course of which special devotions and sermons as well as opportunities of going to confession will be given.

* According to early reports, the "Oblate College Drive" will be a success. As announced in last month's issue of the Marienbote, the Oblate Fathers of St. Mary's Province of Regina together with their parishioners and friends are conducting a special drive or "mission" to obtain the necessary funds to build a Juniorate at North Battleford where boys may be educated and trained for the Priesthood. This campaign is making rapid progress and the early returns indicate a whole-hearted support on the part of the laity.

* Rev. Father A. W. Hall, O.M.I., director of the Oblate Missionary Association for St. Peter's Province, has announced the change of their publication, the "Oblate Missions" from an annual edition to a quarterly. The book was always received so enthusiastically by the members and friends of the Association that it was decided to publish it four times a year.



with our lay-missionaries

* Lay-Missionary work is the direct result of the commandment of love which God gave to the Hebrews amid the thunder and lightning of Mt. Sinai: "Thou shalt love the Lord thy God with thy whole heart and with thy whole soul and with thy whole strength" (Deut. 6:5) and to which, many centuries later, Our Lord added: "And thou shalt love thy neighbour as thyself." It is only in proportion to the love which we bear towards God and our neighbour that we really possess the missionary spirit. These things go hand in hand. Therefore if we wish to be really zealous missionaries, we should first of all strive to possess a sincere love of God and neighbour. It is only then that we will be able to persevere in doing the good which we would like to do.

* Lay-Missionary work extends itself over wide fields and towards every human being. There is no one so isolated from his neighbour or God that he cannot perform a good work. There are countless opportunities in our daily life whereby we can help others.

* Lay-Missionarywork is not limited to corporal works of mercy but also includes the spiritual works by which we are able to help or relieve others in bearing their "cross". How welcome must have been the help of Simon of Cyrene on the road to Calvary! How welcome to others must our own prudent and willing help be!

* Lay-Missionary work then is nothing more nor less than our love of God manifested in the corporal and spiritual works of mercy which we do for our neighbour. We shall consider these works in more detail in future articles.

* In answer to a request for copies of Novena Prayers in preparation for the 100th Anniversary of the promulgation of the dogma of the Immaculate Conception, we are printing these below. Additional leaflet copies will be sent upon request.

NOVENA PRAYERS

O God, Who by the Immaculate Conception of the Virgin didst prepare a worthy dwelling-place for Thy Son and didst preserve her from every stain by foreseeing the future death of Thy same Son, we pray that Thou wilt permit us to come to Thee, after being purified by her intercession. Through the same Christ, our Lord. Amen.

*

O Holy Mary, my sovereign Lady, into thy blessed trust and special custody, and into the bosom of thy mercy, I this day and every day, and in the hour of my death, commend my soul and my body. To thee I commit all my hope and happiness, all my anxieties and miseries, my life and the end of my life, that, through thy most holy intercession and through thy merits, all my actions may be guided and governed according to thine and thy Son's will. Amen.

V. O Mary, conceived without sin.

R. Pray for us who have recourse to thee.

The Fellowship of Simple Things

I'm weary of the city's dust and din,
I long for quiet 'neath the sheltering pines;
I loathe the arrogance and noise of sin,
The ribald laughter drenched in ardent wines;
The empty pageantry of wealth and kings:
I crave the fellowship of simple things.

I would, like Francis, dwell among God's hills,
And watch the gambols of young lambs and goats,
Would quench my thirst from cooling mountain rills,
And harken to the songs from sweet lark throats,
And feel the peace that from contentment springs;
I crave the fellowship of simple things.

I'd leave behind the world's banality,
The strife for honor, lurid gold and power,
That solitude might work her alchemy
And silence raise her wondrous purple flower.
I must escape the mart's vile bickerings;
I crave the fellowship of simple things.

I need the constant vision of the sky,
The sun, the grass, the tang of winter air;
I need a spot, where fairies still go by,
And hope dwells like a queen, serene and fair.
Farewell, old world, with all thy offerings;
I crave the fellowship of simple things.

—Frederick M. Lynk, S.V.D.

THE BEST BOOK

EVERY Catholic home should have a little Library all its own. And among the books in it, the place of honor should be given to the Bible or at least to the New Testament. More than that, it should not only be on the shelf, but on the living room table as well. It should be read frequently, for it is the best of all books . . . it is the word of God, the book on which the whole spiritual life should be built. It is not the "book of the month," but the "book of the day and every day."

Popes, saints, and many bishops have emphasized the importance of the Sacred Scriptures as a source of sound doctrine, and of great spiritual help to all members of the Church.

Pope Gregory the Great (590-604), exhorted the faithful, saying, "Learn to know the heart of God in the words of God."

Pope Pius VII (1800-1823), wrote, "Nothing can be more useful, more consoling, and more animating, inasmuch as they serve to confirm the faith, support the hope, and influence the charity of the true Christian."

Pope Leo XIII (1878-1903), said: "In the pages of the Bible the image of the Savior stands out living and breathing; diffusing everywhere around, consolation in trouble, encouragement in virtue, and attraction to the love of God." It was this Pope who often encouraged the faithful to read the Scriptures and who granted an indulgence of 300 days to all who read daily from them for at least fifteen minutes.

Pope Benedict XV (1914-1922), said: "We exhort unceasingly all the faithful to read the Holy Gospels, the Acts of the Apostles, and the Epistles of the Apostles over and over again. There should be no Christian family which does not possess these Holy writings."

Pope Pius XI (1922-1939), said: "There is no book which can convey more light and truth to the soul, and which can offer more powerful examples with such heartiness than the Holy Gospel."

Pope Pius XII, now gloriously reigning, wrote, "The sole remedy of the evils of the times is a return to Christ, and Christ reveals Himself to us in the Scriptures."

The great St. Augustine says: "There is medicine for every sickness of soul in the Scriptures." Yet, so many thousands seek consolation for physical and spiritual ills in reading all the books of the day—the best sellers—and yet neglect the best of all books, the book of God. They brag about the number of books they read—yet if you would ask them, they have most likely never once read the entire New Testament.. DID YOU?

Perhaps you have read about or heard of the man of 95 years who has read the New Testament 187 times. This would mean an average of about twice each year. This is not so very much is it? If one chapter is read each day it would take only 260 days — less than a year — to go through the New Testament. That is not too much time to give to God is it? Some persons think it too large a chore — try and see. Read diligently, prayerfully, and meditatively. Study what you read. Master it, and see what an effect it will have in your life. Read the life of Christ in the Gospels — see what good deeds He performed, what kind words He spoke, and what pain He suffered. Then, model your life on His.

Read the Acts of the Apostles, and the Epistles, and see what "great things" the apostles, and especially St. Paul did and suffered for Christ. Read the Apocalypse and see what St. John says about the great reward that is in store for those who lead a good life, fashioned after the great example of Jesus Christ.

AMUSING

Son-rise at our house is 5.30 a.m.

—:—

Some cause happiness wherever they go; others whenever they go.

—:—

The automobile approached the corner at 60 miles an hour.

—:—

Our sympathy to the man who comes home dog tired, only to find his wife feeling kittenish.

—:—

Our bookkeeper says it's great the way things are beginning to look black again.

—:—

Apparently Italy wants to succeed Japan as mistress of the seize.

—:—

Lawyers earn a living by the sweat of their browbeating.

—:—

"I visit my friends occasionally," remarked the book lover, "just to look over my library."

—:—

A newspaper is a portable screen behind which man hides from the woman who is standing up in a street car.

—:—

An Indian scalps his enemy and a white man skins his friend.

One World in Charity

LENTEN PASTORAL OF 1946

By His Excellency
The Most Reverend Aloisius J. Muench, D.D.
Bishop of Fargo.

(Continued from last issue)

Bread On The Waters

The intervention of mercy must be carried by strong ideals of charity. Unless inspired by motives of charity, mercy cannot remain vigorous in action.

Certainly, mercy can not be based entirely on grounds of self-interest or gain. With sinking hearts Christians learned from the official statement of the Department of State on the Policy of the United States of Reparations and Aid to Germany: "The present standard of supply in Germany, so far as the United States is concerned, is still governed by the 'disease and unrest' formula." In other words, if starving people through disease become a menace to our men in the armies of occupation, and if through unrest they become a threat to peace, supplies will be given them, otherwise not. We repudiate such a heartless policy. It cannot be productive of good. It forgets the blessing promised those who are merciful: "Blessed are the merciful, for they shall receive mercy."

A policy of mercy motivated by charity contains within it the promise of a good peace. It builds up good will, without which there can be no enduring peace. A humane policy of mercy will give proof to conquered peoples that we are determined to redeem the pledge given Christmas, 1944, by the late President Roosevelt: "This country has no desire to crush or exterminate the German people." Mindful of this pledge we can not approve the policy of a hard peace which would reduce the population "until there are only 40 million Germans left out of the 70 million now alive," writes an American newspaper correspondent. (Russel Hill, New York Herald-Tribune.) He adds grimly that "most Americans would not enjoy watching the process." Who but men perverted in mind and in heart would want to see people going to their death through a slow process of starvation?

The policy of calculated starvation was condemned by the Colmer Congressional Report: 'If a hard peace requires the elimination of eight to ten million Germans, it would be much more humane to eliminate them at once. The Committee does not feel that the American people can face the responsibility for permitting widespread starvation in Germany." It should be noted that William M. Colmer, Representative from Mississippi, headed a Committee of eighteen Congressmen who, on a trip to Germany, saw with their own eyes the shocking situation that arose out of a studied and designed policy of vengeance. General Eisenhower in his testimony before a Congressional Committee expressed himself quite bluntly when he asked whether the horrible conditions in Germany would not make "men wonder if it was worth while to have taken up arms against the Nazis." As Americans we must condemn a policy of vengeance because it besmirches our fair name for just and generous dealing with a fallen foe, and also because it endangers the peace for which we fought.

To make a Hitlerian peace would destroy the faith of people in democracy. The indictment of an entire nation can not be justified in the light of principles of democracy. We expressed our horror when the Nazis proclaimed the doctrine of racial guilt against all the Jews. Rightly we condemned such a doctrine. Shall we now profess it in the kind of peace we are making? "What incentive under this plan," asks the Colmer Committee on Postwar Economic Policy, "exists for Germany to turn to democratic ways?" Justice Robert H. Jackson, prosecutor of the Nazis at Nuremberg, repudiated the notion of collective responsibility. He said in his address opening the trial: "We know that the Nazi party was not put in power by a majority of the German vote. We know that it came to power by an evil alliance between the most extreme of the Nazi revolutionaries, the most unrestrained of the German reactionaries, and the most aggressive of the German militarists." (Quoted, Congressional Record, Dec. 5, 1945, p. A5688).

In truth, it would be unjust to indict all the German people, women and children, who had no voice in domestic politics, as well as to indict the countless numbers of anti-Nazis, many of whom suffered for years in concentration camps. Resistance to the Hitler movement was stronger than the American people generally know. In its leading editorial "Petrusblatt", Berlin's first Catholic newspaper in seven years, declared that the paper's predecessor "would not bow before the spiritual terror of Nazi socialism. For five long years, from 1933 to 1938, we waged a journalistic battle against race hatred, lies, and injustice.

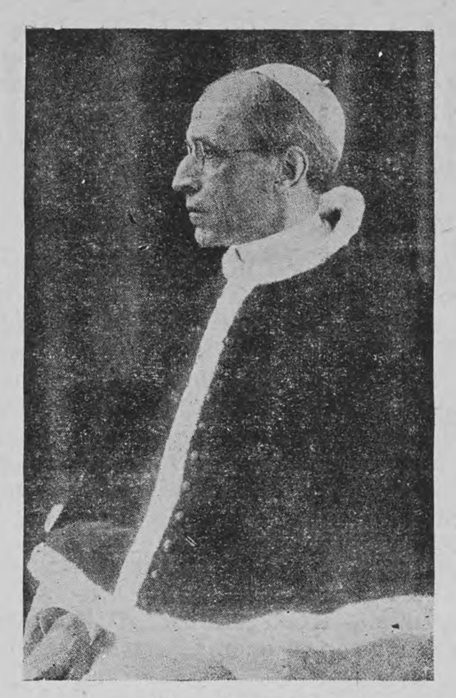
Persecutions of Christians, oral and written warnings, interrogations, threats—nothing deflected us from the course charted for us by our bishops." An amazing story will be told when the facts of the underground movement against Nazidom durring the war are brought to light.

Measures of re-education in ideals of democracy will fail in both Germany and Japan if to the terrible sufferings consequent upon the war new ones are added deliberately in cold blood by advocates of a hard, vengeful peace. Instead of shattering the faith of the conquered nations in the basic principles of democracy we should leave nothing undone to strengthen them by reaffirming, in both word and deed, democracy's fundamental teaching that the inalienable rights of man, among which are life, liberty, and pursuit of happiness, and his birth in equality, are endowments, not of governments or of men, but of the Creator.

A policy of mercilessness leads to cruelty, and therefore to injustice. Men will not carry for long burdens of injustice. They will take up arms and fight. The history of reparations after World War I give us a warning lesson. Reparations were atrocious in their injustice. "In reality," wrote Ambassador William C. Bullit, "they were so unworkable that they produced financial and economic chaos, and had to be revised." (Life, March 27, 1944). In 1923 Pius XI issued words of warning but his voice was drowned out by the shrill clamor of the hate-hawkers of that day. He was accused of wanting a soft peace for the enemy. Now in retrospect we see that he was right when he urged statesmen to join social charity with justice lest intolerable burdens of reparations create bitterness and hatred, and lead to another war. (Pius XI, Principles for Peace, 834,838).

Far-seeing men recognize that a policy of revenge acts as a boomerang, and will in the end harm our interests. In despair, starving people become fertile soil for fascism and communism, or in their hunger they turn to banditry and immorality. Under conditions of disorder peace cannot thrive, and how then can world prosperity result of a kind such as men now plan? To strip a people, not only of its household goods, but also of its tools and machinery of production impoverishes them. "If the whole future recovery of Europe is to be geared to fear of the bogey of Germany, reduced in its boundaries and stripped of its war-making capacity as Germany is, the recovery of Europe becomes a hopeless problem." (Colmer Congressional Committee).

Poor people are poor markets for the goods we produce in field and factory. We shall hurt our own farmers and industrial workers, if, by a stupid, indeed insane, policy of a hard peace, we destroy one of our biggest markets. Full employment will become a phantom which men will chase but never overtake; it will serve as an election slogan to deceive the worker, but will not fatten his pay envelope.



Pope Pius XII

In the light of cool facts one can see the sanity of the comment made by the "London Economist" on Mr. Baruch's plan to make Germany a nation of goat-herders and foresters: "Unfortunately, very few voices have been raised to state the simple fact that Mr. Baruch's plan is immoral, uneconomic, and unworkable." A more devastating statement could hardly have been delivered in such few words.

Europe will become a great liability to the American taxpayers, as the lend-lease plan was despite solemn pledges to the contrary when it was enacted, if hate prevents recovery on the European continent. It will serve the best interests of American tax-payers if all the people of Europe are put on a self-help basis as fast as possible. The propaganda charge of war guilt must be revised, reparations must be scaled down to reasonable levels, pledges given to nations large and small, conquerors and conquered, must be scrupulously kept, humility must replace the pharisaical righteousness of "peace-loving" nations. In this way only will an era of full employment be made a reality.

A policy of mercy that casts bread on the waters will prove to be the best policy in the long run. "Cast thy bread on running waters," advises the Sacred Writer, "for after a long while thou

shalt find it again." (Eccl. 11, 1). Like a ship heavily laden with precious goods, deeds of mercy assure a large return to their doer. To create One World in Charity through such a policy must be the chief task of statesmen. If they fail in this, they will have failed mankind.

With Malice Toward None

Charity is needed to rebuild a broken world. If millions starve to death, and if more millions eke out a pitiful existence, are robbed, and raped, and fall prey to disease, it is bad for order, recovery, morale, the freedoms of democracy, and prosperous security. If the continent of Europe becomes a slum of tens of millions of pauperized people, neither prosperity nor peace can prevail. Charity must spear-head the way to a new and better order.

Charity must not be exclusive, else it is no longer charity. For, charity is universal; it embraces all men, friend and foe. True charity forbids the exclusion of enemies from deeds of beneficence.

To the Jews of old the Lord said: "If thy enemy be hungry, give him to eat; if he thirst, give him water to drink, for thou shalt heap hot coals upon his head, and the Lord will reward thee." (Prov. 25, 21-22). Vengeance is definitely damned. "He that seeks to revenge himself, shall find vengeance from the Lord... Forgive thy neighbor if he hath hurt thee, and then shall thy sins be forgiven to thee when thou prayest... He that hath no mercy on a man like himself, how does he beg mercy for his own sins?" (Eccl. 28, 1-4). Indeed, how will a hateful and vengeful man dare ask God for mercy on account of his sins—his atrocities, if, hating his enemy, he will not show him mercy? The Psalmist prays a cure on his own soul should he be vengeful to them who had done him evil. "If I have rendered evil to them that paid me evil, let me deservedly fall empty before my enemies. Let the enemy pursue my soul, and take it, and tread down my life on the earth, and bring down my glory to the dust." (Psalm 7, 5-6).

Victor nations could reflect with much profit on these words. Will their glory be brought down to the dust, will they be trampled upon, on some other day, by other powerful nations because in their pride of victory they dealt mercilessly with their enemy? The history of nations can easily answer these questions. Once mighty in their valor and proud in their glory, they are no more. The decline and fall of nations fills the pages of history with many doleful tragedies.

To Christians, too, come commands of mercy and love to a fallen foe. "But I say to you who are listening," cried out Christ in His Sermon on the Mount, "love your enemies, do good to those who hate you... And if you love those who love you, what merit have you? And if you do good to those who do good to you, what merit have you? For, even sinners do that." (Luke 6, 27-34). Who would dare call himself a Christian and yet wilfully cast aside these commandments of Christ?



St. Paul re-echoed the teaching of the Divine Master in these words: "Be not wise in your own conceits. To no man render evil for evil, but provide good things not only in the sight of God but also in the sight of men... Do not avenge yourselves, beloved, but give place to the wrath, for it is written, Vengeance is mine, I will repay, says the Lord. But if thy enemy is hungry, give him food; if he is thirsty, give him drink, for, by so doing thou wilt heap coals of fire upon his head. Be not overcome by evil but overcome evil with good." (Rom. 12, 17-21). How does this teaching apply to our conquered enemies? Good Christians know the answer.

(Continued in the next issue)



DIRTY STORIES?

No, Says Joe E. Brown

Joe E. Brown, movie actor and comedian, who lost a son in the war, was entertaining a large group of American soldiers on an airstrip on the tip of New Guinea when a GI requested him to tell a dirty joke, he relates in his recent book, "Your Kids and Mine."

"It had been a long show," he writes, "for those kids were simply starved for some fun. Every time I got ready to stop they'd scream and applaud and make me go on.

"'Listen, you silly jerks,' I said, 'that's all I know.'

"They kept up the racket, and then there was a little slit of silence, and way back on the edge of the crowd a youngster shouted: 'Hey, Joe, tell us some dirty stories.'

"You could have heard a pin drop. The kids looked at me. I stood there a minute and then I just forgot I was a comedian and told them just what I'd have said to my own sons:

"'Listen, you kids, I've been on the stage since I was 10. I've told all kinds of jokes to all kinds of people, but I'm proud that in all that time I've never had to stoop to a dirty story to get a laugh. I know some dirty stories, kids. I've heard plenty of 'em in my life. But I made a rule a long time ago that I'd never tell a story that I would not want my mother to hear me telling.'

"Then the applause came. The biggest, noisiest gale of hand clapping I've ever heard anywhere. It went on and on. And the youngster who had asked for the dirty story was applauding with the rest of them.

"It didn't end there, either. Archbishop Spellman (of New York) says that within two weeks he heard about it in North Africa, halfway around the world. Then letters began coming to me from parents. I got a big folder of those letters. They made the whole trip worth doing. There were simple letters carefully spelled out on ruled paper and typewritten letters from prominent men. Some people sent me the boys' own letters and more than one said: 'I'm going to pray every night for what you've done for my boy!"

———o———

Horror vs. Sympathy

— There is a question as to how much horror pictures frighten children. There are some children who do not frighten easily, and that is certain. Take the example of the little boy who was given a picture of the martyrdom of a Christian in the early days of the church. A lion was savagely tearing apart the Christian in the center of the arena, while another lion was off in the corner apparently unaware of what was going on just a few yards away, The child studied the picture for some minutes, then handed it back to the one who gave it to him. When asked what he thought about while looking at the picture he said, "I was thinking about the poor lion in the corner who didn't have any Christian like his brother in the middle."

———o———

The Home Owners' Loan Corporation has an interesting file of correspondence. Here are some exerpts from letters it has received concerning its requirements that photographs of homes be sent in before loans can be given.

"I enclose herewith the front and side of my house as requested."

"Please excuse me for not sending pictures on account of the weather. As soon as the weather is prevailable I will snap the pictures."

"I have received five letters from you asking for pictures of my house. If you want these pictures, please let me know and I will send them."

"I enclose my bungalow, and will send the big house to you as soon as it comes back from the drug store."

Bridegroom and Bride

In all things is the Catholic Church like her Master. She, too, was betrayed and crucified; "dying daily," like her great Lord; denied, mocked, and despised; a child of sorrows and acquainted with grief, misrepresented, misconstrued, agonizing; stripped of her garments, yet, like the King's daughter that she is, "all glorious within"; dead even, it seemed at times, yet, like her natural Prototype, still united to the Godhead; laid in the sepulchre, fenced in by secular powers, yet ever rising again on Easter Days, spiritual and transcendent; passing through doors that men thought closed for ever, spreading her mystical banquets in upper rooms and by sea shores; and, above all, ascending for ever beyond the skies and dwelling in heavenly places with Him who is her Bridegroom and her God.

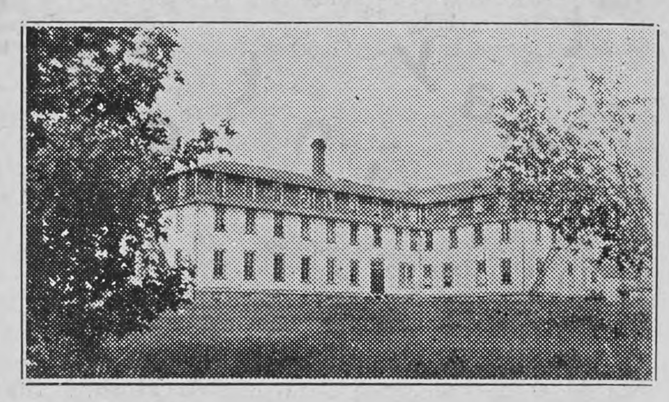
—Monsignor Hugh Benson.

Historical Notes--

St. Thomas College

Former Parliament Buildings of N.W.T.——

Present St. Thomas College, Battleford.



By P. FERNER, O.M.I., B.A.

SASKATCHEWAN as a province came into existence but a very few years ago. Colorful historical events, that will grow more valuable as years pass by, are gradually blending with sites and characters, that are famous in the history of Western Canada. Long before the white men had arrived in Northern Saskatchewan the Indians had named the Battle River "Notekiwin," meaning "Battlefield." It was here that the Crees and their hereditary enemies, the Blackfoot tribes from the south, met in bitter conflict.

As early as 1812 the Hudson Bay Company had established a trading post at the junction of the Saskatchewan and Battle Rivers. It was only, however, in 1874 that surveyors of the C.P.R., on passing through the Saskatchewan Valley, established their headquarters at a beautiful fording spot south of the Battle river. This location was named Telegraph Flats, and the same year the first white settlers arrived.

When, on October 7, 1876, the Honorable David Laird became Lieutenant-Governor of the North West Territories, a new expansive era was opened for the West. The original Council was sworn in on November 27, 1876, at Livingston (Swan River) where the first session was held in 1877, pending erection of Government Building at Telegraph Flats, Battleford. In reading the history of this council, one can hardly restrain a smile on encountering entries such as this:

> "At two o'clock P.M. His Honor the Lieutenant-Governor took the chair.
>
> "Present, Mr. Ryan!
>
> "There not being a quorum of members present, His Honor adjourned the Council."

On August 1, 1877, the seat of Government was transferred from Swan River to Battleford. Here at the newly erected Government House (the present St. Thomas College) the Council assembled for its second, (July 10 to August 2, 1878) third, (August 28 to September 27, 1879) and fourth, (May 26 to June 11, 1881) sessions. The old Council Chamber, wherein educational, hygienic, agricultural and other problems were discussed, now serves as the chapel. A marble plate presented by the Battleford Teaching Association and installed in the main corridor of the present College, commemorates the historical sessions which took place during those crucial years in the formation of Saskatchewan. In 1881 the capital of the North West was transferred to Regina.

During the Indian uprising of 1885, Battleford proved to be the scene of a heated conflict. The town was menaced and the inhabitants were forced to seek refuge in the fort. Although suffering from lack of supplies and from equipment, no direct attack was made on the stronghold. The residents retired into the fort on March 29, and that same night the marauding Indians sacked and looted the town. On April 29 Colonel Otter, after a march of 160 miles in five and one half days from Swift Current, relieved the beleagured force at Battleford. Headed by Chief Poundmaker, the Indians were defeated at Cutknife Hill, and finally surrendered arms to Colonel Middleton on May 26. During the sack of Battleford no damage was done to the ex-Government House, but Judge Richardson's home, about 100 yards away, was burned by the Indians.

Such is the historical background of the present St. Thomas College. Its halls, made famous by re-echoing voices of those men, who laid the foundations of modern Saskatchewan, now blend with the voices of song and prayer of those who have attended St. Thomas College; and thus a harmonious memorial living in the hearts of the great yet but few is exteriorly expressed by past historical success and by present tenderness and love for the Alma Mater.

The Question Box

Only signed letters will be answered

If a person in the state of mortal sin performs a good work, is that work meritorious?

In the strict sense, such a good work is not meritorious for heaven, since only one who is in the state of grace has a strict right to receive merit for his good works. The reason is that merit, as it is understood in the strict sense, is something supernatural and therefore can be gained only by one who is supernaturalized by grace, that is by one who is in the state of grace. Thus one can see the importance of remaining in the state of grace, and should he have had the misfortune of losing that happy state he should immediately make an act of perfect contrition and then receive the sacrament of penance at an early opportunity. Our Lord said: "As the branch cannot bear fruit of itself unless it remain on the vine, so neither can you unless you abide in me." (John 15:4).

What biblical authority does the priest have for hearing confession and giving absolution? I have often heard this answered but can't remember the exact scripture text, to convince a Protestant friend.

It is just a little odd how so many want all doctrines proved from the bible and yet when the text is found they try to give it an impossible meaning. One cannot help recalling the words of our Lord addressed to the Jews of His time: "You search the scriptures, because in them you think that you have life everlasting. And it is they that bear witness to me, yet you are not willing to come to me that you may have life." It must be remembered too, that scripture is not the only source of revelation that we have. We have another equally as important, namely tradition.

On one occasion after His resurrection Our Lord appeared to His disciples and, showing them His hands and His feet, said: "Peace be unto you: as my Father hath sent me, even so I send you. And when he had said this, he breathed on them, and said unto them: Receive ye the Holy Ghost: whosoever sins ye remit, they are remitted unto them; and whosoever sins ye retain, they are retained" (John 20:20-22) (text taken from the Protestant version). Now this text can have but one meaning, namely that Christ as God could forgive sins, i.e., offences against God. Now since He had the power Himself, He could, as God, grant this power also to others —and this He did through the words just quoted—to the apostles and to those who would carry on the work of the apostles in years to come. Tradition and history tell us that this text was understood in this sense from the very beginning and uninterruptedly to the present in the Catholic Church. St. Paul indicates that he used this power when he says of the repentant man: "If I have pardoned anything, I have done it in the person of Christ" (2 Cor. 2:10). It might be noted that the Greek church, which broke away from the Catholic Church in the ninth century, always has had and retained this apostolic practice.

Is the use of milk between meals permitted on days of fast?

I believe that manuals of moral theology are unanimous in declaring that milk is considered as a food and not merely as a liquid or beverage and therefore its use between meals on fast days would be forbidden.

Father, in an argument with a non-Catholic I was told that nowhere in the bible do we find the word Catholic. Is this true?

No doubt your non-Catholic friend wished to prove by that statement that there is no such a religion as the Catholic religion. He would have quite a time finding the word Protestant in the same sense. The word Catholic is not found in the bible, but that means nothing. "Catholic" means universal, and in that meaning there are many places in the bible where texts refer to the universal character of the Church. Universality is one of the marks or signs of the Church founded by Christ. When we say that the Church is Catholic (universal) we mean that she is universal in regard to time, place, doctrine and mankind. Regarding time she is perpetual, founded for all ages until the end of time; regarding place she is destined to be and actually is spread throughout the entire world; regarding doctrine she teaches all that Christ has revealed; regarding mankind she was founded to receive into her fold all people of all nations, tribes and conditions of life. "Go into the world and preach the gospel to every creature. He who believes and is baptized shall be saved, he who does not believe shall be condemned" (Mark 16:15-16). This is why we call our Church the Catholic Church.

My sister's boy ran away and got married when he was 17. The girl was 16. This marriage was annulled as both were under age and did not have the consent of their parents. They never lived together. Can this boy receive the sacraments?

As you have not sufficiently described the case, no definite answer can be given. I presume here that one or both of the parties were Catholic and that they were not married before a priest, but by either a judge or a minister. A Catholic must marry before a properly authorized priest. Thus I presume that there was no true marriage between the two young people. Of course they committed a grave sin by attempting such a marriage, but the boy should go to confession and relate the entire case. If he shows the proper dispositions he can receive absolution. If he attempted marriage before a Protestant minister, he likewise incurred excommunication, which will require special absolution. The young man should be advised to tell the whole case to a priest in confession or to call at the parish house. The priest will give proper directions.

Have you heard these ?

After a mine disaster, the editor sent a reporter to get the details. The latter was so impressed by what he saw that he tried to indicate all the emotion and heroism around him in that vast panorama of death.

In a telegram which he sent his editor, he began: "God sits tonight on a little hill overlooking the scene of disaster—"

His editor wired back: "Never mind disaster. Interview God. Get picture if possible."

* * *

Silas was becoming very hard of hearing and upon the advice of a friend he consulted a doctor.

Bill: "What did the doctor tell you to do?"

Silas: "He told me I would have to quit drinking or become stone deaf. I been a thinkin' and I like what I been drinkin' so much better than what I been a hearin' that I think I'll just keep on drinkin'."

* * *

Clerk: "I've been here for 10 years doing three men's work for one man's pay. Now I want a raise."

Manager: "I'm sorry. I can't give you a raise just now but if you'll tell me who the other two men are I'll fire them."

* * *

Old Mountaineer: "Why don't you jump on that mule, son, and ride to town and find out what the correct time is?"

Son: "Ah can't, ah ain't got no watch."

Mountaineer: "You don't need a watch. Just write it down on a piece of paper."

There used to appear in the catalogue of a mail order house a picture of a pair of corduroy trousers.

Year after year the picture appeared, together with the description of the pants—and the price, $3.

In the twenty-fifth year of the ad the company received this letter:

"Dear Friend: The more I been seeing them corduroy breeches, the more I got to wantin' them. If you ain't sold them yet, let me know, and I will buy them. Yours truly, Si Higginbotham."

* * *

A visitor had taken a room at the hotel. As he was signing the visitor's book, an insect hopped on to the page. He put down his pen and told the clerk that he could not stay there. Asked the reason, he answered pointing to the intruder: "Well, it's bad enough when those little beggars attack you in the night, but when they come to see the number of your room, it's a bit too much."

* * *

Mistress: "This food tastes terrible. Did you salt it?"

New Cook: "Yes'm, but I never used that brand before. It was called Epsom Salts."

* * *

Lady (in letter regarding raising poultry): "How long should a hen remain on the eggs?"

Editor of Poultry Journal: "Three weeks for chickens and four for ducks."

Lady (in letter three weeks later): "Many thanks for your advice for the setting hen. She remained on the eggs three weeks and there were no chickens hatched. As I did not care for ducks, I took her off and sold the eggs."

Enthusiastic Golfer (in letter to sock manufacturer): "Fifteen minutes after putting on a pair of your socks, I made a hole in one."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,817.10
A Friend, Regina, Sask....................	1.00
Anonymous, Saskatoon, Sask.	5.00
A Friend, Kerrobert, Sask.	3.00
Total to date	$1,826.70

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....